This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

- HERMANN BAHR -

DIALOG VOM TRAGISCHEN

54
O

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND SUBSCRIBED
FOR THE PURCHASE OF BOOKS
AND OTHER MATERIAL FOR
PURPOSES OF INSTRUCTION
IN GERMAN

B 950

Dialog vom Tragischen

von

Hermann Bahr

Berlin
S. Fischer, Verlag
1904

49564.5.40

HARVARD COLLEGE
AUG 11 1922
LIBRARY

GERMAN DEPARTMENT FUND

Alle Rechte vorbehalten

An Gustav Klimt

„Aus Schmerzen und Enge in Höhe und Herrlichkeit gebracht."

An die Stein.

„Ich kenne mich auch nicht und Gott soll mich auch davor behüten."

An Eckermann.

„Tui ipsius quasi arbitrarius honorariusque plastes et fictor." Pico.

Inhalt:

	Seite
Dialog vom Tragischen	9
Das unrettbare Ich	79
Philosophie des Impressionismus	102
Maximen	115
Kolonien	120
Ekstase	131
Der böse Goethe	140

Dialog vom Tragischen

1.

Die Dame sagte: „Komm, wir wollen uns dadurch das Vergnügen nicht stören lassen!" Und sie zog die Freundin fort. Sie entfernten sich ins Theater.

Der Herr des Hauses sah ihnen lächelnd nach. Wir machten es uns behaglich. Nur der Jüngling wäre eigentlich lieber mit den Frauen gegangen. Doch besann er sich, er scheute wohl unseren Spott. Dann sagte er, zum Herrn: „Ich kann es schon begreifen, daß ein Mann von Ihrer Einsicht, von Ihrer Erfahrung in allen menschlichen Dingen die dummen Schwänke hassen muß, die jetzt wieder unsere Bühnen beherrschen. Wenn aber darum allmählich alle Gebildeten sich vom Theater abkehren, wie soll es dann besser werden? Hätten sie nicht eher die Pflicht, ihren reineren Geschmack der Menge aufzuzwingen?"

Der Herr erwiderte: „Sie haben mich mißverstanden. Wenn ich meine Frau auslache, weil

sie sich immer noch in den Täuschungen der Bühne gefallen mag, so maße ich mir damit gar nicht an, die Werke unserer Dichter von heute zu tadeln. Ich meine gar nicht die dummen Schwänke, von denen Sie sprechen. Ich meine, erschrecken Sie nur nicht, mein Enthusiast, ich meine das große Drama, die hohe Tragödie. Diese sind mir zuwider und ich finde es abgeschmackt, wenn sich Menschen unserer Kultur aus Gewohnheit immer noch von ihnen betrügen lassen, die es doch gar nicht mehr nötig haben. Wollen Sie also bemerken, daß ich keineswegs ein Gegner der Herren Blumenthal und Kadelburg oder Philippi und Fulda bin, sondern, um ganz aufrichtig zu sein, wie wir es uns ja schuldig sind, der Griechen, des Calderon, besonders aber des Shakespeare. Nicht als ob mir unbekannt wäre, daß diese der Kultur ihrer Zeit gedient haben, ja daß jene Kultur eben durch sie erst möglich wurde und ohne sie vielleicht gar nicht entstanden wäre, gewiß sich nicht erhalten hätte. Aber ich meine, daß wir anders geworden sind, daß uns jene Kultur jetzt nicht mehr genügen kann und daß es darum töricht ist, indem wir nach einer neuen ringen, bei den Mitteln der alten zu verharren. Natürlich spreche

ich immer nur von uns, die schon eine höhere Form des Menschen in sich zu spüren glauben. Den gemeinen Leuten mag immerhin das Schauspiel auch ferner unverwehrt sein."

Wir sahen auf, weil es der Meister liebt, uns manchmal durch einen falschen Ernst zu necken, der sich dann nur in den listigen Augen verrät. Sie blickten aber ruhig und er fuhr fort: „Was wird denn in den Dramen dargestellt? Verbotenes. Und keineswegs, um uns abzuschrecken, sondern liebkosend, verherrlichend, schmeichelnd. Diese Helden sind alle so, wie wir nicht sein dürfen, wie wir nicht sein wollen. Wir lieben den Hamlet, aber wir würden uns schämen, ihm zu gleichen, und keiner möchte der Orest, keiner Ödipus, keiner ein Herakles sein. Sie befinden sich in Leidenschaften, die wir tadeln und fliehen. Was sie darum erleben müssen, wünschen wir zu vermeiden. Wie kommt es nun, daß es uns freuen oder rühren kann, Menschen von einer bösen Art, mit der wir nichts zu tun haben möchten, Leidenschaften ausgesetzt, welche zu beherrschen unser Stolz ist, in verdienten Leiden zu sehen, die von uns abzuhalten wir Gesetz und Sitte erfunden haben? Im Leben sperrt man solche „Helden"

ein, und wenn es uns gelüstet, auf der Bühne sie zu bewundern, verrät sich darin nicht eine schlechte Sympathie, deren wir uns eigentlich zu schämen haben?"

„Vielleicht," sagte der Jüngling zögernd, „vielleicht ist aber dies gerade der tiefe Sinn des Dramas, daß es uns für eine Zeit von Gesetz und Sitte befreit und fühlen läßt, wie diese doch zuletzt nur eine Auskunft unserer Verlegenheit sind, unserer wahren Natur aber immer fremd bleiben werden."

„Es fragt sich nur, was denn unsere wahre Natur sei. Meinen Ahnen ist es ganz wahr natürlich gewesen, Kaufleute anzufallen und auszuplündern. Ich habe eine andere wahre Natur, die sich dagegen sträuben würde, weil eben, einige hundert Jahre hindurch, den Nachkommen jener Raubritter ihre wahre Natur ausgeprügelt und dafür das notwendig gewordene Gesetz, die geforderte Sitte eingebleut worden sind, bis diese sich im Enkel, in mir, endlich schon wieder in Instinkte verwandelt haben, die nun so sicher und unmittelbar wirken, als wären sie der Menschheit angeboren. Ich habe allen Grund, will ich nicht zurückfallen, sie in mir zu hüten und zu hegen, sonst

bricht der Räuber wieder aus und wirft mich um. Was aber tut das Drama? Instinkte, die wir stolz sind durch Zucht errungen zu haben, schwächt es ab und weckt die alten auf, die wir stolz sind durch Zucht bezwungen zu haben. In uns ringt der schlechte Mensch, der wir einst gewesen sind, immer noch gegen den guten, der wir mühsam geworden sind. Das Drama stellt sich auf die Seite des schlechten. Nun sagt mir, wer das verteidigen kann! Hat da nicht vielmehr wirklich der heilige Chrysostomus recht, der es ein „Fest des Teufels" nennt, von den entzündlichen Menschen so zu fliehen, wie vom Sklaven mit brennender Fackel Stroh oder Heu?"

Aber jetzt sahen wir es in seinen klugen Augen funkeln. Der Jüngling schwieg betroffen. Unser Arzt sagte: Es ist eine Art Homöopathie, man treibt den Teufel durch Beelzebub aus. Was der freundliche Grammatiker, der immer ein Citat weiß, gleich aus dem Aristoteles bestätigen konnte: Im achten Buche seiner Politik heißt es auch, daß rasende Menschen durch rasende Lieder beschwichtigt und von ihrer Raserei geheilt werden können, während hinwider gesunde durch solche Lieder erst ins Rasen kommen. „Das ließe sich hören", meinte

der Meister, „weil es doch für unseren Fall nur bedeuten würde, daß ins Theater nur die Kranken und die Schlechten gehören, die noch an Resten der Barbarei leiden, welche sie also dort gleichsam herausschwitzen sollen; die Gesunden und Guten aber hätte man zu bewahren, daß sie nicht, von den Tollen angesteckt, auch den Verstand verlieren."

Der Grammatiker gab sich aber nicht zufrieden: „Das hieße dann, daß die Griechen toll gewesen sind. Die Tragödie ist doch ihre größte Tat. Es muß also in deiner Meinung etwas falsch sein."

„Gott," sagte der Meister lächelnd, „ihr lest immer die Griechen und bewundert sie und merkt doch gar nicht, was an ihnen so zu bewundern ist. Ja: die Griechen sind toll gewesen und darum haben ihre Weisen die Tragödie erfunden, als Kur, zur Genesung der Nation. Ich will euch gleich sagen, von welcher Tollheit und überhaupt, wie ich es mir denke — es ist nämlich gar nicht so paradox, als es wohl scheinen mag. Kommt mit mir in alte Zeit zurück, zu jenen mythischen Völkern etwa, die als Lapithen, Kentauren oder Phlegyer die Erinnerung der Griechen noch be-

droht haben, kriegerischen Wanderern, die durch das Land ziehen, vom Hunger oder durch ihr wildes Blut getrieben, und unter ihnen denkt euch nun irgend einen der großen Stifter und Ordner, irgend einen vorgriechischen Theseus, der sich vermißt, das Gesetz aufzurichten. Er stößt auf ungesellige Triebe, die er bändigen muß: durch Furcht vor der Strafe zuerst, bald aber durch einen neuen Begriff, welcher dem Stolze dieser jungen Menschen schmeichelt, den Begriff der Ehre, der es als unmännlich verdammt, jenen alten Trieben der Wildheit nachzugeben, wodurch unser Erzieher denn, sich der Scham bedienend, sein Geschäft der steten Bewachung allmählich dem einzelnen selbst überträgt. Die Barbarei weicht, Sitte beginnt: der Mensch lernt seine Triebe werten, in erlaubte, die der Erzieher brauchen kann, und verbotene, welchen, weil sie der Rasse schaden oder ihre Pläne stören, Strafe und Schande droht. Jener rühmt, dieser schämt er sich. Jene zeigt er her, diese verbirgt er, will sie beherrschen, ja vernichten. Ich frage nun aber: Was geschieht mit diesen verbotenen, bedrohten und verborgenen Trieben, was wird aus ihnen, wo kommen sie hin? Sie sind doch einmal da, läßt sich die Natur austreiben?

Tamen usque recurret. Aber die natürliche Lösung, ihre Entladung durch die Tat, war ihnen genommen, sie mußten nun, wie wir in solchen Fällen sagen, „hinabgeschluckt" werden; und da sie sich nun unten stauten, tief im Gemüt, das noch von der raschen Empfindlichkeit der reizbaren Jugend war, sah sich unser Theseus bald durch ihre Explosion in Gefahr. Er half sich, indem er mit seinem Stamm aufbrach und weiter zog, nach unbekannten Ländern, durch neue Abenteuer, wieder in den Krieg, für den ja sein Gesetz nicht galt: so konnten sich jene Triebe wieder austoben, bis, waren sie erschöpft, die stille Arbeit der Zucht von neuem wieder begann. Was aber wird aus uns, mochte er sich dann fragen, wenn wir einmal auf keinen Feind mehr stoßen werden, wenn rings alle bezwungen sind, wenn überall Friede geworden sein wird? Was wird dann mit jenen Trieben? Wie lassen wir sie dann heraus, wohin schütteln wir sie ab? Und mit jener wunderbaren Kraft großer Priester, die menschlichen Geheimnisse zu ahnen, mochte er erkennen, vielleicht an sich selbst, daß der verhaltene Trieb, der sich nicht entladen kann, wie schon in der Natur nichts jemals verloren geht, plötzlich seltsam

verwandelt wieder erscheint. Der Diener, der eine Wut auf mich hat, aber sie bezwingt, wird tückisch, ein verliebtes Mädchen, das seine Sinne beherrscht, boshaft oder neidisch: der ausgeworfene Trieb schleicht sich in anderer Gestalt wieder ein. Durch alle Beihilfen der Kultur, uns zu überwinden, werden wir, wie Goethe einmal zu Schiller gesagt hat, „nur für einen Augenblick gebessert," aber dann „behauptet die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht." Wir nennen das heute die Konversion der Affekte, der Medicus wird es bestätigen."

Der Arzt nickte: „Zwei Wiener Kollegen, der Doktor Breuer und der Doktor Freud, haben sie in einem merkwürdigen Buche beschrieben, ihren Studien über Hysterie."

„Ja, darin wird," fuhr der Meister fort, „die Hysterie aus Affekten erklärt, welche ein Mensch, statt sie natürlich zu entleeren und sich dadurch abzuspannen und wieder ins Gleichgewicht zu kommen, unterdrückt und gewaltsam vergessen hat, worauf sie sich entweder, wie in meinen Beispielen, in eine Trübung, häßliche Verstimmung und Bewölkung seines ganzen Wesens oder oft sogar in ein körperliches Phänomen, eine Lähmung

oder irgend einen seltsamen, ja schauerlichen Tic verwandeln. Die Kur, die jene beiden Ärzte versuchen, ist nun, daß sie den Kranken zwingen, sich des Affektes, den er „hinabgeschluckt" und gewaltsam, meistens aus Scham, vergessen hat, wieder zu entsinnen und ihn dann natürlich ablaufen zu lassen — sie nennen das: einen Affekt, die Kränkung oder den Schrecken, die verhalten worden sind, „abreagieren," wobei es zur Entladung, zur Erleichterung, was auch sehr seltsam ist, gar nicht erst der Tat, einer Rache oder Abwehr bedarf, sondern schon das bloße Wort genügt: spricht sich der Patient aus, so ist er geheilt. Ich bekenne, daß ich durch dieses Buch die Lebensgefahr, in der jede Kultur schwebt, erst recht verstehen und wieder die ungeheure Kraft der Griechen bewundern gelernt habe, welchen gegeben war, bedenkliche oder unbequeme Leidenschaften, ja Laster des Menschen, statt sie, wie wir tun, abzuleugnen, wodurch sie nicht besser werden, lieber mit weiser Hand allmählich umzubiegen, bis sie aus einer Not so zum Segen ihrer Polis wurden. Wie sie etwa die Eitelkeit, die wir abheucheln, wodurch sie nur feige und falsch wird, in der Agonistik zur φιλοτιμία veredelt und darauf dann ihre

höchsten Tugenden gelegt haben, sind sie ebenso der Tücke ihrer eigenen Kultur entronnen und haben ihr noch den höchsten Ausdruck des griechischen Wesens abgewinnen gelernt: die Tragödie."

Der Meister schwieg. Der Arzt sagte: „Ich merke jetzt schon, wohin du willst. Ich habe es ja gleich gesagt: Homöopathie!" Aber der Grammatiker versicherte fast unwillig: „Die Tragödie ist aus dem religiösen Dienst entstanden, zur Reinigung und Läuterung der Menschen, zur Katharsis, wie es in der Definition des Aristoteles heißt, der doch die Griechen vermutlich besser gekannt hat, als wir sie kennen, mit unserer ganzen Wissenschaft von Hysterie und solchen heillosen modischen Sachen."

„Gewiß," sagte der Herr. „Und er hat ja auch ganz recht. Die Katharsis ist ihr Zweck. Es fragt sich nur, was Katharsis ist. Lessing hat sie als „die Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten" verstanden, worauf ihm schon Goethe erwidert hat, daß „keine Kunst auf Moralität zu wirken vermag, auch Tragödien und tragische Romane den Geist keineswegs beschwichtigen, sondern das Gemüt immer nur in

Unruhe versetzen." Aber Goethe hat sie dann vom Zuschauer in die tragischen Gestalten selbst versetzt und als eine „Ausgleichung der Leidenschaften" in diesen erklärt, was sehr künstlerisch gemeint ist, aber schon einfach mit dem Texte des Aristoteles nicht stimmt. Dieser erlaubt keine andere Deutung, als Bernays gegeben hat, der — hier ist das Buch, ich habe die Stelle gleich, ja — der also Katharsis in „erleichternde Entladung" übersetzt und sie versteht als „eine von Körperlichem auf Gemütliches übertragene Bezeichnung für solche Behandlung eines Beklommenen, welche das ihn beklemmende Element nicht zu verwandeln oder zurückzudrängen sucht, sondern es aufregen, hervortreiben und dadurch Erleichterung des Beklommenen bewirken will." Dabei ist es denn auch, soviel ich weiß, in der Wissenschaft geblieben. Nur kommen wir dadurch auch nicht weiter, bis uns nicht gewiß geworden sein wird, welche Art von „Beklommenheit" es denn sei, welche die Tragödie „aufregen" und „hervortreiben" und so purgieren soll. Erinnern wir uns doch, was eben um diese Zeit, bevor die Tragödie begann, mit den Griechen geschehen war. Homer hatte die heroische Welt entworfen, das heißt, er

hatte Wesen von einer auf der Natur der Griechen ruhenden, aber diese durchaus vergeistigenden oder, wie wir heute sagen würden: stilisierenden Art eine solche Macht über das griechische Gemüt gegeben, daß es kein Mensch mehr ertrug, anders als sie zu sein. Jetzt war nicht mehr, wie von meinem pelasgischen Theseus früher, bei den Horden, nur irgend ein einzelner ungeselliger Trieb durch die Sitte verpönt, sondern indem man jetzt den Jüngling an den Heroen erzog, wurde ihm eine von den Weisen, sei es Priestern, sei es Künstlern, nach ihrer Sehnsucht entworfene und geforderte Natur so suggeriert, als ob sie wirklich wäre, so daß er, fand er sich anders, auf den Tod erschrak. Er wollte nicht sein, wie er war, sondern den Heroen gleich: denn diese höhere Form des Daseins, welche die Weisen ihren Gedanken abgerungen hatten, gaben sie gleich für wirklich aus. Von dieser ungeheuren Lüge, auf der die griechische Kultur ruht, hat sie ihre furchtbare Gewalt. Die späteren haben den Menschen immer nur gesagt: Ihr solltet so sein, oder: trachtet so zu werden! Die Erzieher der Griechen sagten ihnen: der Mensch ist so! Und wer anders war, hatte nun das Gefühl, unmenschlich und miß-

geboren zu sein, und schämte sich, es zu verraten, und log sich so hinauf, bis er wirklich selbst seine eigene Natur vergaß und sich verwandelte und zuletzt der höhere Mensch geworden war, den die Weisen, statt, wie wir es tun, ihn bloß zu fordern, durch jenen unvergleichlichen Betrug dem Glauben der Nation aufgedrängt hatten. Was aber muß dies gekostet haben! Der Einzelne, entsetzlich erregt, weil er sich ertappt, anders zu sein, als der Mensch ist, beschämt, verwirrt, aufgeschreckt, jeder mißtrauisch gegen jeden, daß er ihn erkennen und verraten könnte, dadurch aufgereizt, sich umzubilden, die höchste Tugend von sich zu fordern, ja sich einer edleren Natur so zu bemächtigen, daß endlich doch sein schlechtes Gewissen verstummen müßte — welche Existenz, welche Spannung des Geistes, des Willens, aller Kräfte, welche Erektion dieser durch Scham erbitterten, von Furcht verfolgten, durch Neid aufgestachelten Naturen! Wir haben gesehen, wenn ein einziger Trieb verhalten wird, wühlt er alles um. Hier aber wurde jetzt der ganze Mensch verhalten, der gemeine Mensch der niedrigen Art, der jeder noch insgeheim war und der doch keiner mehr sein wollte, erst öffentlich nicht und dann

auch vor sich selbst nicht mehr, ins Herz getroffen vom Ideal, das die Weisen zur Wirklichkeit erhoben hatten. Was wurde nun aus diesem gemeinen Menschen, den jeder bei sich erst verbarg, dann bezwang, um sich über ihn in das höhere Wesen aufzuschwingen? Die ganze Kultur der Griechen war denn auch rings von Hysterie beschlichen und umstellt. Wir sehen sie überall lauern, wir hören sie überall röcheln, die Mythen sind von ihr voll, wir spüren sie aus der traumhaft hellen Sprache durch, ja der ganze Begriff der Polis, in welchem sich der Bürger für den Genuß einer erhabenen Stunde oder für den Wahn des unter den Nachkommen fortschallenden Ruhms mit Lust zerstört, ist hysterisch. Aber da hatte die Nation noch die Kraft, eine Anstalt zu erfinden, die ihr half, ihre Hysterie auf die größte Art „abzureagieren". Die Tragödie will in der Tat nichts anderes, als jene beiden Ärzte tun: sie erinnert ein durch Kultur krankes Volk, woran es nicht erinnert sein will, an seine schlechten Affekte, die es versteckt, an den früheren Menschen der Wildheit, der im gebildeten, den es jetzt spielt, immer noch kauert und knirscht, und reißt ihm die Ketten ab und läßt das Tier los, bis es sich ausge-

tobt hat und der Mensch, von den schleichenden Dämpfen und Gasen rein und frei, durch Erregung beschwichtigt, bildsam zur Sitte zurückkehren kann. Verstehen wir die Tragödie so als eine entsetzliche Kur der Erinnerung an alles Böse, um dieses auszulösen und dadurch zu erschöpfen und abzuspannen, dann begreifen wir ihr Verhältnis zum Mythos erst und begreifen die Formel von „Furcht und Mitleid" auch, die den Gelehrten so schwer wird. Im Mythos allein kann sie sich bewegen, weil sie ja den früheren Menschen in uns, den überwundenen, den bösen der Urzeit aufregen soll. Erblicken wir ihn, den zu verleugnen, zu vergessen unseren ganzen Wert ausmacht, so graut uns, wir erschrecken, wie jene Hysterischen erschrecken, wenn man sie an das Ereignis erinnert, dessen Spur auszuwischen sie vor Scham krank geworden sind. Aber indem die Tragödie stärker als unsere Furcht ist und uns im Verbrechen unseren eigenen Trieb, unseren eigenen Wunsch zu erkennen zwingt, leiden wir mit und dies ist es allein, was uns heilt."

„Und so hast du uns zuletzt," sagte jetzt der Arzt vergnügt, „ganz vortrefflich bewiesen, was du zuerst bestritten hast: den Wert und die Be-

deutung der tragischen Kunst für unsere Kultur. Es geht dir immer so."

„Meinst du?" sagte der Meister lächelnd. Aber da meldete sich schon der eifrige Jüngling: „Ich finde es wunderbar. Wie eines da sich aus dem anderen ergibt: der schlechte Trieb, den die Sitte verpönt, um den ungeselligen Akt auszuschließen, dann die Arbeit des Gewissens, das aus Scham jenen Trieb zu verdrängen, ja zu vergessen sucht, nun seine Verwandlung in Beklommenheit, aber dadurch eine Verdumpfung und Verstörung des ganzen Wesens, das schließlich nur durch einen Gewaltstreich zu retten ist, eben die tragische Kur, die sozusagen ein tiefes Aufatmen von aller Kultur und ein Austurnen der müßigen Muskeln, ein Abschießen der unverwendbaren Energieen ist, dies fühle ich ungemein mit. Daß aber gar das Wort fähig sein soll, die Tat zu ersetzen, ja daß es, an der seelischen Wirkung gemessen, eigentlich ganz gleich ist, ob ich mich räche oder nur von Rache spreche oder endlich sogar bloß Rache sehe und höre, ist mir seltsam neu und ich empfinde doch, daß es wahr sein mag."

„So wahr," erwiderte der Arzt, „daß wir sonst täglich zerplatzen würden. Die Köchin schimpft

sich über ihre Frau, der Bürger über den Adel, das Volk über seine Regenten aus, und so wird doch alles wieder gut. Recht dazu sind eigentlich unsere Freiheiten da: man jammert über die Schmähsucht unserer Zeit, die sich in der Presse und in den Kammern laut macht, und vergißt nur, wie oft sie früher, hinabgewürgt und verhalten, zum Dolche griff. Zuletzt sind doch Pasquille immer noch Attentaten vorzuziehen."

„Dies," warf der Grammatiker ein, „haben auch die Griechen schon gewußt und eine eigene Kunst der λοιδορία erfunden."

„Und die Katholiken die Beichte," stimmte der Doktor zu, „die schließlich doch auch nur das beladene Gemüt ausräumen will . . . Wer aber zu feige ist und sich nicht einmal zu schimpfen traut, weiß sich noch anders zu helfen. Er hat gegen Menschen, die durch ihren Wert seinen Neid und Haß erregen, den anonymen Brief bereit, den man sich doch anders gar nicht erklären könnte. Oder glaubt der Schreiber wirklich, daß uns seine Schmähung, wenn sie doch einmal an ihre Adresse kommt, ärgern oder kränken kann?"

„Sie schmeichelt uns eher," sagte der Herr.

„Aber," fuhr der Arzt fort, „darum fragt er

auch gar nicht. Er reagiert schmähend seinen Neid ab und macht sich Luft. Erleichtert und befreit, fast ausgesöhnt, reicht er uns dann morgen wieder die Hand. Gerade in Kreisen von sehr strenger Sitte und Zucht ist es ein Mittel, das man fast gar nicht mehr entbehren kann. Die Leute würden sonst ersticken, zerspringen."

„Wie des Midas Barbier dem Schilfe," sagte der Meister, „vertrauen sie sich der Schreibmaschine an." Aber dann wendete er sich an den Künstler, der schwieg. Er fragte ihn: „Und du hast mir gar nichts zu sagen?" Der Künstler besann sich noch ein wenig, dann antwortete er: „Es wird mir schwer, eine Kunst von dieser Seite anzusehen, nämlich auf die Wirkung hin, während ich mich doch sonst auf der anderen bewegen, nämlich im Werke selbst, das mir genügt, wenn es nur in sich notwendig und wahr ist, mag es dann den Menschen nützen oder schaden, Staaten begründen oder vernichten helfen, Völker retten oder verderben. So darf es dich nicht wundern, wenn mir deine Meinung doch gar zu sehr nach Polizei riecht. Aber es ist leicht möglich, daß du recht hast und daß die Tragödie in der Tat den Griechen von ihren Ärzten verschrieben worden ist. Nur

werden die Dichter hoffentlich nichts davon gewußt haben. Mir aber macht es dabei Spaß, daß, wenn es sich wirklich mit dem Tragischen so verhält, der Schauspieler dann der böse Mensch wäre, einer, der noch nicht so weit ist, als die übrigen sind, einer, in welchem alle verbotenen Triebe der Wildheit noch ungebändigt, ungebrochen leben, einer, der dem Tiere näher geblieben ist, und so ließe sich erklären, warum er den Nationen, so lange sie noch auf sich halten und ihr Gewissen noch unbeirrt schlägt, immer verdächtig ist — sie bewundern ihn, fürchten ihn und verachten ihn zugleich, in ihre Gemeinschaft lassen sie ihn nicht ein, es graut ihnen vor ihm. Nur freilich, würde denn dann dasselbe nicht auch vom tragischen Dichter gelten? Es muß doch mit dem Schauspieler noch anders sein, ich habe da so meine Vermutung, die ihr gelegentlich hören sollt. Zuerst mußt du uns jedoch jetzt erklären, wie du es vereinen willst, daß du das Drama nicht leiden und ihm dennoch einen so hohen Sinn geben kannst. Denn da hat der Medicus recht: Ist es, wie du meinst, und hat die tragische Kunst in der Tat die Kraft, daß sie verbotene und darum verhaltene, aber unten wühlende und dadurch gefährliche Affekte

einer überwundenen Menschheit, welche als schleichendes Gift, als geheime Hysterie, wie du sagst, die heutige bedrohen, auszulösen und abzutreiben vermag, so kann ich nicht verstehen, wie du sie dennoch verachten darfst."

Nach einer Pause sagte der Meister: „Vielleicht irre ich. Vielleicht haben die recht, welche meinen, daß die Menschen doch immer dieselben bleiben und daß uns heute noch ganz dieselben Leidenschaften bewegen. Rée, Nietzsches Freund, hat gern behauptet, die Menschen würden nicht anders, sie lernten nur sich beherrschen und verstellen, wie wir denn wirklich in Zeiten der Unruhe, wenn die Strenge des Gesetzes und die Furcht vor der Strafe gelockert sind, sogleich das Tier wieder hervorbrechen sehen. Dann freilich könnten auch wir die Tragödie nicht entbehren. Ich denke aber anders. Es gibt gewiß Menschen unter uns, die wild geblieben sind, da die Natur keine Form so schnell aussterben läßt, sondern eher eine Freude hat, die ersten noch neben den reifen zu bewahren, wie um sich ihrer Arbeit besser zu rühmen. Aber ich denke, es gibt neben diesen fossilen doch auch andere Menschen unter uns, die Zucht von tausend und tausend Jahren hat

doch gewirkt. Es gibt heute Menschen, die nicht mehr wild sind, die sich gar nicht mehr erst überwinden müssen, um gerecht, wohlwollend, neidlos, gütig und liebend zu sein, die gar nicht anders können, die so sind, wie hundert und tausend Jahre lang nur immer geboten wurde, daß der Mensch sei, und die unter den übrigen von der alten Art sich wie zwischen unbegreiflich fremden Tieren in jener neugierigen Verwunderung bewegen, mit der der lächelnde Leonardo auf den wütigen Buonarotti sah. Wie wir hier sitzen, wir wollen uns ja nicht besser machen als wir sind, aber wer unter uns ist denn blutgierig und mordlustig oder auch nur neidisch, wer ist denn wirklich böse, so daß er sich, wenn er den Jago oder den dritten Richard sieht, ertappt fühlen könnte? Daß wir es nicht sind, ist gar nicht unser Verdienst. Wir haben nur das Glück, von Ahnen abzustammen, die tüchtig an sich gearbeitet und sich durch die vielen Geschlechter so weit empor gebracht haben, daß ihre mühsam erworbene, gewaltsam verteidigte, sorgsam behütete Kultur in den Erben dann endlich zur zweiten Natur geworden ist. Und von uns rede ich, von solchen Menschen, welche jene bösen tragischen Triebe

gar nicht mehr mitbekommen haben, sondern dafür schon die helleren Neigungen, die in der Region der schönen Sitte allmählich aufgeblüht sind, und frage nun: Was soll uns also das Tragische noch? In uns ist nichts mehr zum „Abreagieren" da, es kann uns mit seinem Tumult erloschener Begierden, die wir nur noch vom Hörensagen kennen, bloß langweilig oder lächerlich sein, wir brauchen es nicht mehr — wir haben jetzt ein ganz anderes Bedürfnis. Wie nämlich die Entwickelung sich niemals schließt und die Natur, nimmer ruhend, Ring um Ring in ihrer Stille setzt, hört doch auch mit uns die Menschheit nicht auf, und wenn wir gegen jene Vergangenheit freilich ein Ende, ein Ziel, eine Erfüllung sind, müssen wir doch nach der anderen Seite hin, für die Zukunft, selbst wieder ein Anfang, ein Ausgang, ein neuer Versuch sein. Indem unsere Instinkte, unsere Affekte sich allmählich nach dem Geiste umgebildet und seinen Geboten angepaßt haben, ist ebenso dieser selbst schon wieder ein anderer geworden, nun wieder neue Instinkte, neue Affekte verlangend, wie er denn im ewigen Wechsel von ihnen immer verfolgt, niemals eingeholt wird. Wir fühlen uns wieder inkomplett und begehren,

uns sozusagen erst fertig zu machen. Wie Nietzsche gesagt hat: „Ein höheres Wesen, als wir selber sind, zu schaffen ist unser Wesen." Mag uns die Fabel von den „guten Europäern" und gar vom „Übermenschen" recht ärgerlich geworden sein, es kündigt sich doch überall in unserer Sehnsucht schon eine neue Art von Menschen an, für die wir selbst nur erst Vorübungen wären: reich geratenen und prunklosen, sublimen und subtilen, zierlichen und zärtlichen, unschuldigen, märchenhaften, mutwilligen, verwöhnten und wohl verwahrten, still leuchtenden, sanft siegenden, alpinen Menschen, Urmenschen einer fernen Menschheit, so hoch über uns, als wir über dem Affen sind. Lächelt nur über mich, daß ich schwärme! Dieselbe Sehnsucht schleicht doch auch euch bis in die Träume nach. Was aber können wir für sie tun, wie zur „Überformung" kommen, von der schon der brave Angelus Silesius weiß?

Du musst den Leib in Geist, den Geist in Gott versetzen,
Wenn du dich, wie dein Wunsch, vollkommlich willst ergetzen.

Wie fangen wir dies an? Die Rahel hat ein tiefes Wort gesagt: „Wir selbst sind uns ein Bild: und werden wir ein anderes vor uns haben, so

werden wir anders sein." Darin ist das Geheimnis aller menschlichen Entwicklung und vielleicht auch sogar der tierischen enthalten; vielleicht muß auch dem Tiere die höhere Form, bevor es sich zu ihr erheben kann, erst in einer Vision seiner Begierde erschienen, die neue Kreatur, die es werden soll, vielleicht auch von ihm erst als Bild erblickt worden sein. Es ist an uns, ein Phantom zu bilden, wie jenes Geschlecht des Homer das Phantom der heroischen Menschheit schuf, welches die Nachkommen so zu sich zog, daß sie nach und nach wirklich wurden, was es anfangs nur schien. Soll uns aber dies gelingen, homerisch unsere Sehnsucht so zu gestalten, daß das Bild stärker als die wirklichen Menschen wird und sie nach sich allmählich umzuformen vermag, so haben wir ihnen nicht, wie die tragische Kunst tut, alte Triebe auszureißen, denn diese sind in uns abgestorben, sondern wir haben ihnen jetzt neue einzusetzen, wozu nun eine ganz andere Kunst gehören wird, für die wir noch gar keinen Namen haben und von der wir einstweilen nur das eine wissen, daß es ihr Wesen und ihre Kraft ausmachen wird, untragisch zu sein, wie ja die neue Kultur, die sie bringen soll, nur in untragischen Menschen mög-

lich ist. Ich möchte sie eine mythische Kunst nennen, weil ich mir nicht denken kann, wie wir anders zum neuen Leben kommen sollen, als wenn wir unsere Wünsche so groß und drohend an den Himmel malen, daß die alte Menschheit entsetzt davor niedersinkt, als wenn wir die Kraft haben, Mythen zu schaffen, nach welchen die Nachkommen leben lernen."

Dann sagte der Künstler: „Mir fällt ein, daß Goethe einmal an Zelter schrieb, er sei zum tragischen Dichter nicht geboren, und so heißt es auch sonst irgend einmal, er erschrecke schon vor dem bloßen Gedanken, eine wahre Tragödie zu schreiben, weil er sich durch den bloßen Versuch zerstören könnte, denn seine Natur sei konziliant. Dies habe ich nie ganz verstehen können. Aber es mag sein, daß er dasselbe meint wie du."

Der Meister sagte: „Die Deutschen tun mit Goethe groß, sie haben sogar eigene Vereine für ihn, aber niemand ahnt ihn noch. Seine Zeit wird erst kommen. Bis einmal mit der alten Menschheit aufgeräumt sein wird, wenn dann die ersten Neuen sich frohlockend ergehen, werden sie gewahren, daß schon vor ihnen einer gewesen ist, heiter wie sie, Herr des Lebens, untragisch durch

und durch in seiner Sicherheit und Ruhe. Er wußte es nur vor seiner wüsten Nation klug zu verbergen, er war ihr ja so schon verdächtig und unheimlich genug. Übrigens findet sich der untragische Mensch auch noch früher: Horatio, der war, „als litt er nichts, indem er alles litt, ein Mann, der Stöß und Gaben vom Geschick mit gleichem Dank genommen," und Prospero, der „dieses grause Zaubern" abschwört und, bei himmlischer Musik, den Stab zerbricht, das Buch ertränkt, viel tiefer, „als ein Senkblei je geforscht," und eigentlich auch Theseus schon, im Herakles des Euripides, und so, wenn ihr wollt, des Sophokles zärtliche Chrysothemis und entsagende Ismene. Neben ihre verruchten „Helden" haben die tragischen Dichter immer gern still lächelnde, tiefe und leise Menschen gestellt, die nur den Finger ein wenig erheben und hinausdeuten, wie weit in die Ferne, vielleicht auf uns — dies wird bei uns stehen: ob wir es wagen werden, sie zu vollenden und solche Statuen der Zukunft aufzurichten, die, später einmal, sich beleben und herabsteigen und auf unserer Erde wandeln sollen."

Der Künstler sagte: „Statuen hast du jetzt genannt, was du vom Dichter verlangst. Da würde

ich mich lieber an den Bildhauer halten. Du verstehst, was ich meine?"

„Man sagt auch Goethe nach," erwiderte der Herr, „er habe seinen dramatischen Begriff plastisch gefälscht. Aber laß uns nur, unser Gewissen ist gut. Mag der Dichter nur zum Bildhauer werden, wie Homer!"

2.

Das nächste Mal begann der Arzt: „Laß mich deine Vermutung über die tragische Kunst zuerst wiederholen, ob ich sie recht verstanden habe. Indem im Menschen, meinst du, eine Kultur entsteht und allmählich, was jede will, zur zweiten Natur wird, muß sie die erste, die ursprüngliche verdrängen. Für die alten unbrauchbaren Gefühle oder Leidenschaften, die sich mit ihr nicht vertragen, setzt sie neue ein, wie sie ihren Zwecken taugen. Jene werden verboten, aus Furcht oder Scham verleugnet, dann aus Gewohnheit wirklich vergessen und nach einiger Zeit scheint es, daß sie verschwunden sind. Nun berufst du dich aber auf uns, daß ein Affekt, der nicht natürlich entladen wird, sich oft gefährlich verwandle, und fürchtest darum, daß jene erste Natur, aus der Erinnerung verstoßen, zur Hysterie werden muß, wogegen wir dann kein Mittel haben, als den ver-

sunkenen Trieb, der giftig geworden ist, wieder, wie es heute meistens durch Hypnose geschieht, aufzurufen, auszulösen und dann, wie wir es jetzt nennen, abzureagieren. Dies sei der Sinn der Tragödie, die also, setzt sich eine Kultur oder eine neue Form der Menschheit durch und stößt sie die Triebe der früheren ab, dafür zu sorgen habe, daß diese, um nicht langsam das ganze Wesen schleichend zu vergiften, von Zeit zu Zeit ausgetrieben werden, bis sie, im nächsten Geschlechte immer schwächer und schwächer, allmählich natürlich absickern und zuletzt versiegen. Wir aber, meinst du, wie wir hier sind, seien Menschen, in welchen dies längst geschehen, in welchen es längst keine Reste jener ersten Natur mehr gibt, die noch abzuführen wären, in welchen sie längst von der zweiten aufgesaugt worden ist, und so findest du es lächerlich, wenn wir, längst genesen, aus Gewohnheit eine Kur noch immer mitmachen, die uns nur quält. An uns sei es vielmehr, jetzt nach einer neuen Kultur, also über jene zweite Natur noch hinaus und in eine dritte hinauf zu streben, in der dann freilich, da sie ja doch wieder manchen Affekt verpönen müssen wird, später erst recht, gerade nach deiner Meinung, wieder die

Tragödie notwendig würde, was du nicht gesagt hast, aber was doch wohl in deinen Gedanken liegt. Mir ist aber jetzt zunächst um eine andere Frage zu tun. Mag nämlich die Tragödie immerhin eine solche Kur verhaltener Triebe sein, so weiß ich doch nicht, ob sie nur dies ist. Eine Definition, die alles enthalten will, wird immer unwahr sein. Was du auch von den Dingen sagen magst, sie sind meistens noch etwas mehr. Nicht bloß der Kleinbürger, wie Marx gespottet hat, sondern unser ganzes Leben selbst ist aus einerseits und anderseits vermischt. Machen wir es doch deinem Aristoteles nach, der, wenn er eine Anstalt oder Einrichtung sauber definiert hat, nie vergißt fortzufahren: sie kann aber zweitens auch, und drittens soll sie ferner. Nun hast du mir neulich aber so viel ins Handwerk gepfuscht, daß du es dir schon gefallen lassen mußt, wenn jetzt ich zur Revanche mich einmal am Sittlichen vergreife. Ich frage, ganz, wie du gefragt hast: Wie kommt es, daß sich die Menschen freuen, Gräßliches oder Grausliches mitzumachen? Aber tun sie denn das bloß im Theater? Laß dir einmal, wenn es dir unbekannt wäre, von Masseusen oder galanten Damen erzählen, was von ihnen alles

verlangt wird. Dies ist wohl ein heikles Thema, es läßt sich aber nicht mehr vertuschen, daß viele Menschen unserer Bildung, an Gesinnung und Gesittung vortreffliche Menschen vom besten Geschmacke, nicht leben können, ohne sich von Zeit zu Zeit im Schlamm durch Exzesse zu erfrischen, die so schändlich und niederträchtig sind, daß auch, wer sie selbst nicht immer entbehren mag, sich doch scheut, sie bloß zu nennen. Nun sagt man jetzt freilich immer gleich: pathologisch. Gewiß, in vielen Fällen. Wir können aber doch nicht behaupten, daß neun Zehntel unserer Gebildeten pathologisch sind, oder das Wort verliert überhaupt seinen Sinn. Nach meiner Statistik ist in unseren Kreisen jetzt ungefähr jeder dritte Mensch ein Flagellant, in irgend einer Form. Wir dürfen nur deswegen nicht gleich erschrecken, es ist zuletzt nicht ganz so arg, als es scheinen mag. Denn die meisten reizt doch eigentlich nur der Gedanke; sie tun es hauptsächlich imaginär ab, vor der Ausführung ekelt sie bald, sie sind nur platonische Sadisten."

Der Meister sagte: „Gewiß ist jedenfalls, daß die meisten so aussehen. Wenn ich auf der Gasse gehe und mir die Passanten betrachte, wundere

ich mich oft, wie selten ein reines Antlitz ist. Man begegnet oft stundenlang keinem, der einem Menschen gleicht. Auch anmutige Frauen, schöne Greise selbst haben doch meistens irgend einen fatalen Zug im Gesicht. Aus ihren Blicken schielt das Chaos."

„Du nimmst mir das Wort von der Zunge," sagte der Arzt. „Das ist es nämlich: das Chaos lockt uns. Die Franzosen nennen das la nostalgie de la fange und mir fällt da immer eine artige kleine Geschichte ein, die, ich glaube, Hello einmal erzählt hat. Es war in den letzten Tagen des Empire bei irgend einem Feste in den Tuilerien. Zwischen den Siegern über Europa und den köstlich geschmückten Damen, die den furchtbaren Kaiser umgaben, saß da der kleine König von Rom auf einem üppigen Teppich, während draußen, durch das ungeheure Fenster zu sehen, schmierige Buben, wie es ihre Lust ist, in den Lachen wateten. Und es schien, daß der kleine König traurig war. Der große Kaiser trat deshalb zu ihm und fragte: „Was hast du, mein Sohn?" „Alles das," sagte das Kind, „alles das langweilt mich"; und es zeigte verächtlich auf die Statuen und Bilder im Saale. „Alles das," sagte der

Kaiser, „das ist die Kunst." „Alles das," wiederholte das Kind, „langweilt mich"; und es zeigte auf die Helden um den Kaiser. „Alles das," sagte der Kaiser, „das ist der Ruhm." „Alles das," wiederholte das Kind noch einmal, „langweilt mich"; und es zeigte auf die Frauen, die lächelten. „Alles das, das ist die Schönheit. Was will denn dein vermessener Ehrgeiz? Was willst du?" sagte der allmächtige Kaiser und berührte das blonde Gesicht des Knaben. „Vater," antwortete das Kind, indem es den kleinen Arm zum Fenster ausstreckte, „Vater, ich möchte mich lieber auch in diesem schönen Kot wälzen." Ich weiß nun nicht, was da der große Kaiser tat, aber ich hätte mir schon zu helfen gewußt. Ich hätte dem König die Hose ausgezogen und ihn hinausgejagt, er wäre nach einer halben Stunde sehr froh gewesen, wieder seinen warmen Teppich zu finden. Versteht ihr, was ich meine? Wenn den Menschen eine Kultur geläufig wird, fängt sie an, sie zu langweilen. Sie vergessen dann, was sie an ihr haben. Sie wird ihnen fad. Es ist ja wirklich so: denkt nur, wie sich jeder von uns oft ärgert, daß ihn die Sitte zwingt, artig den Hut zu ziehen und freundlich zu grinsen, und es fällt uns nicht ein, welche Ar-

beit von tausend und tausend Jahren doch in diesem höflichen Gruße steckt. Stellen wir aber das Chaos einmal wieder her, nur für einen einzigen Tag, und erlauben jedem, unbedenklich seiner Laune zu gehorchen und auf uns zu schießen, wenn wir ihm nicht passen, so sollt ihr sehen, wie morgen alles nach Polizei rufen wird, die demokratischen Schreier um Freiheit zuerst. Wären wir uns bei jeder kleinen Sitte, an der wir achtlos zerren, nur immer bewußt, was sie die Menschheit gekostet hat und wie mühselig wir, geht sie heute verloren, sie morgen gleich wieder erfinden müßten, so würden wir erst wirklich frei, weil wir dann erst begreifen würden, warum wir gehorchen. Ich hätte die Tochter des General Gabler einmal in ein Bordell geführt; ich wette sie hätte sich dann selbst in der seichten und dürftigen Kultur des albernen Tesman noch ganz behaglich gefühlt. Man jammert immer, daß elegante Damen für Mörder und Hinrichtungen schwärmen. Ich glaube aber gar nicht, daß sie schwärmen, sie dürsten nicht nach Blut, so wenig als unsere Satanisten im Frack, das sagen ihnen nur dumme Romane nach, sondern wie man kleine Kinder schreckt, damit sie wieder brav und folg-

sam werden, gelüstet es die Menschen unserer Bildung, manchmal in den Abgrund zu schauen, über dem sie schweben. Entsetzt klammern sie sich dann deso fester und schmiegsamer wieder an das rauhe Seil der Zucht an. Manchmal freilich wird einer schwindlig und stürzt ab, das ist eben dann ein Opfer des Sports, der uns deswegen doch sehr gesund ist. Und so, denke ich, mag es auch mit der Tragödie sein: sie läßt den Menschen fühlen, was er an seiner Kultur besitzt, indem sie ihm diese für einen Moment entzieht und ihn in alle Schrecken der Barbarei stößt, daß er am Ende, gerettet, sich selig preist, nur wieder der frommen Sitte dienen zu dürfen. Ich glaube somit wie du, daß sie eine Anstalt der Polizei ist, was unseren guten Künstler neulich so verdrossen hat. Nur meine ich, daß auch die Menschen der höchsten Kultur sie nicht entbehren können werden, weil es immer notwendig sein wird, auch ihnen bisweilen das Chaos wieder an die Wand zu malen."

Der Herr erwiderte: „Wie wir also in der Heimat oft undankbar sind und unseren Besitz gar nicht zu schätzen wissen, aber auf Reisen, wenn wir ihn entbehren, sogleich schmerzlich vermissen, so führe, denkst du, die Tragödie den Zu-

schauer gleichsam in ein fremdes Land, das noch vor der Entdeckung der Kultur ist, wo er denn Heimweh kriegen und endlich bemerken soll, was er an der oft unbequemen Sozietät doch eigentlich hat und wie töricht es von ihm ist, sich aus ihr fort zu sehnen. Ich gebe zu, das spielt sicherlich auch mit, ich will mich keineswegs in meiner Definition versperren. Wenn du aber dann weiter meinst, jede Kultur, auch die neue, die sich in uns regt, müsse ein solches Mittel haben, um manchmal den Schleier vom Chaos zu reißen, das sie sonst ängstlich verdeckt hält, ebenso wie ja auch unsere neue Kultur nach einiger Zeit, gerade wenn sie sich erst recht fest fühlt, wieder die von ihr verhaltenen Triebe abzureagieren haben wird, so ist mir dies ein Zeichen, daß wir wieder einmal, wie es schon im Reden geht, mit denselben Worten eben nicht dasselbe verstehen. Was nennst du eine neue Kultur? Wie denkst du dir unsere?"

„Wenn ich für den Medicus antworten darf," sagte der Jüngling eilig, „so möchte ich sagen, daß doch das Verhältnis der Menschen, die zusammen leben, unablässig wechselt, nämlich nach den Bedürfnissen der Wirtschaft, deren Bedingungen und Mittel sich ja verändern —"

„Und manchmal," flocht der Arzt ein, „manchmal wohl auch, mein Herr Marxist, was ihr immer vergeßt, nach neuen Begriffen, die sich in den Menschen bilden, nach irgend einer Erkenntnis, die sie plötzlich finden, nach einer veränderten Ansicht über die Bewegung der Sterne oder über die Entwicklung aller Natur. Manchmal wohl auch vom Kopfe aus, nicht immer nur durch den Magen. Aber weiter."

„Also," fuhr der Jüngling fort, „das Verhältnis der Menschen unter einander wechselt und damit wechselt natürlich, was erlaubt sein kann und was verboten werden muß, und damit wechselt dann allmählich auch das ganze Gefühl, das jeder Mensch vom Leben hat. Seinen Ausdruck aber in allen Beziehungen des Menschen, zu sich selbst, zum Nächsten, zum Gestern und Morgen, zum Hier und Dort, diesen nennen wir Kultur. Da nun durch die Veränderungen der Technik unser ganzes Leben neu geworden ist —"

„Und so weiter," unterbrach ihn der Arzt, „wie in jeder sozialistischen Fibel zu lesen. Aber im ganzen stimmt es. Kultur ist die Form unseres Lebens und also mit diesem in ewiger Bewegung, sie kann so wenig ruhen als die Natur,

und so wird sie gewiß in unseren Nachkommen wieder eine andere sein, als sie in unseren Vorfahren war."

„Eine andere?" sagte der Meister. „Nein. Anders allenfalls, dem Scheine nach, aber doch zuletzt dieselbe, wenn es doch wieder so sein soll, wie du meinst, daß sie sich auch wieder auf Moral, auf Gut und Böse gründen wird, wie ja der Jüngling gesagt hat: es wechselt, was erlaubt und was verboten ist, es wird also morgen, meint er offenbar, anderes erlaubt und anderes verboten, immer aber noch das eine erlaubt und das andere verboten sein. So meine ich es aber nicht, denn dann wären wir wieder nicht weiter, als schon Ägypter und Juden waren, und auch diese neue Kultur würde dann noch auf demselben Betruge ruhen, der alle Kulturen bisher getragen hat. Bisher haben sich nämlich die Herrscher immer von ihren eigenen Befehlen narren lassen. Der höhere Mensch, der den geringeren, um ihn für seine Zwecke fügsam zu machen, unter ein Gesetz zwang, wurde sogleich sein eigener Dupe, er fing selbst zu glauben an, was er den Knechten vorgesagt hatte, er nahm allmählich selbst die „Moral" auch für sich an,

die doch nur erfunden war, um jene zu bändigen, nun aber auch zu seinem Strick gedreht werden konnte. Vielleicht wird es immer so sein. Möglich. Nur sollen wir uns dann nicht vermessen, eine neue Kultur zu nennen, was ja dann doch wieder bloß eine Deklination der alten würde. Ich aber denke gern, daß, wenn es uns, den paar Menschen, die sich wesentlich anders fühlen, als bisher die Menschen gewesen sind, und die bei sich wissen, daß sie allen alten Formen entwachsen sind, wenn es uns wirklich, und von dieser Hoffnung leben wir, wenn es uns gelingen wird, wie schon Nietzsche gefordert hat, wieder eine regierende Kaste zu bilden, das Neue an dieser, wodurch dann in der Tat eine wahrhaft neue Kultur begänne, wäre, denke ich, daß sie sich stark genug fühlen würde, nicht mehr zu lügen, weder gegen die Knechte noch gegen sich selbst. Den Knechten würde sie sagen: Nichts ist gut, nichts ist böse, aber was ich befehle, hat zu geschehen, weil ich es will und weil ihr schwächer seid! Ihren eigenen Leuten würde sie sagen: Nichts ist gut, nichts ist böse, alles ist erlaubt, aber seht, welches Bild des Menschen wir entworfen haben, und wenn ihr kein höheres habt, so helft

uns, es so lange zu leben, bis es unter uns wirklich und dann in eurer Sehnsucht schon wieder ein neues sichtbar geworden sein wird! Es wäre also in unserer Kaste kein Trieb verpönt, wenn sich auch freilich Triebe denken lassen, die nicht durch die Tat „abreagiert" werden könnten, aber diese würden dann nicht mehr als schimpflich aus Scham unterdrückt, nicht ängstlich „hinabgeschluckt" und gewaltsam vergessen, wodurch eben jene Hysterie der alten Kulturen entsteht, sondern mit der wunderbaren Schamlosigkeit des Freien in allen menschlichen Dingen, die in allem, was irgend ein Mensch spürt, gelassen die Natur erkennt, würden sie ruhig „abgeredet" werden; wir hätten die Tragödie in täglichen Diskussionen. Und so könnten wir auch der Drohung mit dem Chaos entraten, da ich es mir eben als das Besondere dieser Kultur denke, daß sie sich mit offenen Augen über den Abgrund halten wird, den Blick ruhig und fest in die Tiefe hinab, aus der sie nach tausend und tausend Jahren ans Licht gekommen ist. Du hast uns ja selbst erzählt, wie sich die Menschen heute zu helfen wissen: durch das Laster. In jeder Kultur bisher ist das Laster verleugnet worden und keine hat es doch entbehren

können. Nun denn, vielleicht werden die Menschen endlich einmal auch diese Wahrheit ertragen lernen: daß sie das Laster brauchen. In den Geschichten der Heiligen lesen wir immer, welcher schrecklichen Frevel und Befleckungen, denen Sodoms gleich, sie sich anklagen, und der Himmel weiß genau, warum er sich über den Gerechten so wenig freut: denn nur der Sünder hat die Demut zur Tugend und die wahre Lust an ihr, weshalb auch Gott vom heiligen Augustinus einmal mit einem merkwürdigen Worte peccatorum ordinator genannt worden ist, als ob er es selbst wäre, der die Laster verordnen würde."

Der Grammatiker sagte: „Vielleicht sind ebenso die Mysterien von Eleusis zu verstehen, zu welchen ja auch nur die regierende Kaste zugelassen wurde; freilich, was dort eigentlich geschah, wissen wir ja nicht."

Der Meister stimmte zu: „Solche Mysterien denke ich mir in der Zukunft, nur ganz unmystische freilich, oder wenn ihr wollt, „schwarze Messen", Feste des Teufels, in welchen der Mensch den Urmenschen, den jeder noch in sich trägt, erblicken soll und, einmal im Jahre, ins Feuer seiner Natur springen darf, um dann, erschreckt, ge-

löscht, tief aufatmend in die schöne Sitte heimzukehren."

Der Arzt sagte: „Eigentlich würde ja damit nur öffentlich, und, wie du dir zu denken scheinst, von Staats wegen geschehen, was jetzt insgeheim, verstohlen geschieht."

„Gewiß," erwiderte der Meister, „aber dann eben mit gutem Gewissen; und das ist es ja, woran wir kranken: wir sind viel weniger am Chaos krank, dagegen weiß sich die Natur zu helfen und setzt sich schon durch, als daß wir an bösem Gewissen leiden, weil jeder das Chaos, wenn es sich in ihm regt, als eine Schande empfindet, wie einen ihm und nur ihm von der Natur angetanen Schimpf, wie einen besonderen Makel, den man zu verstecken eilen muß. Würden wir ehrlich sagen: Niemand hält es aus, immer ein anständiger Mensch zu sein, dies wäre wider die Natur, man muß sich manchmal erholen können, es muß Pausen geben, in denen man sich erst wieder etwas sammelt, bis es, in Gottes Namen, wieder angehen mag; würden wir also, ohne so herumzuheucheln, uns geben, wie wir sind, als Tiere, welche nur in den tausend und tausend Jahren gelernt haben, Menschen vorzustellen, aber sich manchmal da-

von ausrasten müssen, weil sie sonst unter der heißen Maske ersticken; würden wir es wagen, nur endlich unser eigenes Fabelwesen mit den hellen gütigen Augen und dem drohend aufgesträubten Schweife zu erkennen, so wären wir bald von allen Epilepsien geheilt, mit welchen wir jetzt unsere Bildung immer zu büßen haben."

„Was Sie da vom bösen Gewissen gesagt haben," meinte der Jüngling nachdenklich, „das ist mir ein großer Trost. Darunter habe ich nämlich früher oft furchtbar gelitten. Ich kam mir manchmal wirklich schon wie eine Mißgeburt vor, sittlich genommen, bis ich allmählich doch —"

„Bis Sie merkten," sagte der Meister, „daß alle Menschen hinken, nicht bloß Sie. Ja, das muß natürlich das Gefühl der Jugend sein, da man ihr ja in der Schule einen Menschen vorgemacht hat, den es nicht gibt. Regt sich nun der wirkliche, so erschrickt sie vor dem Ungetüm. Wird ihr endlich klar, daß auch die anderen ebenso sind, so atmet sie erst erleichtert wieder auf. Meistens wird sie diese Entdeckung in der ersten Liebe machen, deren Reiz es eben ist, daß sich zwei Menschen ins Ohr sagen, wie sie das alles gar nicht sind, was wir vorstellen, sondern arme liebe

kleine Tiere, die nur die Prügel fürchten. Daher auch die Gewalt, die manche Männer durch ihren bloßen Blick über die Frauen haben, diejenigen nämlich, welchen es die Frauen an ihren frechen Lippen und Fingern ansehen, daß sie ihnen ihre mühsame Sitte doch nicht glauben, weshalb die guten Kinder sich beeilen, davon wenigstens zu profitieren. Und weil unser ganzes Leben jetzt nur Verstellung ist, geschieht es auch, daß der anständige Mensch, der es ernst nimmt, immer als ein dummer Kerl wirkt, der sich foppen läßt. Nun hat uns aber der Wind unserer Reden weit vom Thema weggeweht!"

Der Künstler sagte, lächelnd: „Es ist mir zu merkwürdig, euch zuzuhören. Ihr redet von der Kunst wie von einer Medizin und fragt nur immer, wie sie wirke. Ich muß euch gestehen, daß ich das gar nicht begreife. Ist denn die Kunst für die Menschen da? Die Kunst ist da, weil es Künstler gibt, die sie ausatmen, um sich Luft zu machen. Was dann daraus wird, Gutes oder Schlimmes, daran denken sie wahrhaftig nicht. Ob wir in unserer neuen Kultur die Tragödie brauchen oder nicht, es wird eine geben, solange es einen tragischen Dichter gibt. Er dichtet doch wahrhaftig

nicht, weil die tragische Kur den Menschen notwendig ist, sondern er dichtet tragisch oder eigentlich müßte man ja immer sagen: es dichtet tragisch in ihm und aus ihm, weil seine Natur sich nicht anders zu helfen weiß. Wenn du nun, lieber Meister, kommst und meinst, wir hätten, statt jener dunklen tragischen Gestalten, es jetzt vielmehr nötig, die heroische Welt einer neuen Menschheit zu sehen, so wird er dir sagen: Bedaure sehr, ich liefere nicht auf Bestellung! Was ist das überhaupt für eine Höllenidee, daß der Künstler, deiner Phantasie von höheren Menschen zuliebe, diese nun aus sich erfinden soll! Du bist mir der reine Gregers Werle, mit deiner „idealen Forderung" an die Kunst, die wir eben kaum erst vor den Idealisten gerettet haben. Laß sie nur sich erst wieder von der Natur entfernen und du erschrickst bald selbst, wie es in ein paar Jahren wieder aussehen wird: denn der Künstler, der die Natur verläßt —"

„Rege dich nicht auf," sagte der Meister, „er soll sie gar nicht verlassen. Ich bin der letzte, es ihm zu raten. Der Dichter halte sich nur an die Natur, aber an seine, an unsere, an die Natur der freien und starken Menschen, die er jetzt ver-

leugnet, weil er den feigen und elenden gefallen will. Als ich zuerst mit einigen unser berühmten Autoren bekannt wurde, ist es mir seltsam ergangen. Ich war eigentlich, ihr dürft nicht lachen, aber ich war wirklich ganz paff, wie vernünftig ich sie fand. Und ich frage mich seitdem immer wieder, wie es kommen mag, daß Menschen, statt sich das Höchste ihrer Natur abzufordern, diese vielmehr in ihren Werken ängstlich zu verbergen scheinen und ein gemeines Wesen heucheln, vor dem ihnen doch selbst bei sich manchmal grauen muß. Grillparzer hat einmal gesagt, es sei das Unglück der Deutschen als Schriftsteller, daß keiner sich mit seiner eigenen Natur hervorwage, weil jeder glaube, er müsse mehr sein, als er ist. Heute scheint es mir eigentlich eher umgekehrt zu sein: jeder glaubt, er müsse weniger sein, als er ist. Das Gute, das er in reinen Stunden spürt, hält jeder scheu zurück und will es wie ein böses Geheimnis verwahren. Was er uns zeigt, ist immer nur das Gemeine, worin er sich mit dem Haufen verwandt fühlt; und wenn später unsere Enkel einmal uns nach den Werken unserer Künstler taxieren, so werden wir um unseren ganzen Wert gebracht: denn alles Große,

was in unserer Zeit gedacht oder gefühlt worden ist, wird in unserer Kunst verschwiegen. Wenn ich doch noch einmal ins Theater komme, muß ich mir immer wieder denken: dieser Herr, von dem das Stück ist, würde doch, bei mir zum Essen eingeladen, gewiß nicht wagen, sich so banal und lächerlich zu betragen, als er es hier den ganzen Abend tut. Was auf unseren Bühnen zu sehen, was in unseren Romanen zu lesen ist, welcher halbwegs gebildete Mensch denkt denn heute über diese Fragen noch nach? Ich weiß schon, der Künstler wird wieder sagen, es handle sich in der Kunst eben gar nicht um den Inhalt, der schließlich in allen Zeiten derselbe bleibt, sondern hier handle es sich doch immer nur um die Form. Aber gut, nehmen wir die Form. In jedem Gespräche, das wohlerzogene Leute führen, sind sie so höflich, nicht mehr zu sagen, als notwendig ist. Wie der Partner merkt, daß ich verstehe, was er meint, insistiert er nicht mehr, weil dies einen schlechten Geschmack verraten würde. Nur im Theater mutet man mir zu, drei Stunden mit einer Angelegenheit zu verbringen, die ich schon nach der ersten begriffen habe. Habt ihr denn nicht auch zuweilen das Gefühl, daß

man oft auf die Bühne springen möchte, um ihnen zuzurufen: Plagen Sie sich nicht so, ich bin nicht so dumm, als Sie glauben, Herr Schauspieler und Herr Dichter! Oft sitze ich da und denke in meiner Ungeduld: Gar schrecklich wäre, würde der Schauspieler jetzt auch noch dies tun, der Dichter auch noch das sagen, und richtig, sogleich wird es gesagt und getan. Deshalb kommt man ja vom Theater immer wie aus einer uralten Zeit zurück, wo die Menschen erst mühsam erfinden mußten, was uns seitdem längst geläufig geworden ist, und man atmet ordentlich auf, daheim auf unserem Sessel, an unserem Tische zu sitzen, mit Messer und Gabel, bis zu deren Entdeckung die dramatische Kunst noch nicht vorgerückt zu sein scheint."

Der Künstler sagte, lachend: „Ich bin nur froh, daß du wenigstens unsere Sessel und Tische gelten läßt. Damit kommen wir auf mein Gebiet. Was du über die Dichter gesagt hast, mag wahr sein. Mich langweilen sie nämlich auch, weil ich auch finde, sie regen sich über Sachen auf, die doch eigentlich alle seit ein paar hundert Jahren schon für uns abgetan sind. Du hast aber Unrecht, wenn du dasselbe von der Musik und von der Malerei

meinst. Hier trifft es nicht zu. Es gibt keinen Gedanken, kein Gefühl unserer besten Europäer, das Hugo Wolf oder Klimt nicht ausgedrückt hätten. Nimm nur einfach den Impressionismus und —"

„Und," fiel der Meister ein, „wir sind endlich dort, wo ich euch haben will! Der Impressionismus hat in der Tat einen Begriff des Lebens und der Menschheit ausgedrückt, den jetzt die Denker erst allmählich in Worten nachzuholen beginnen und den sich das Volk vielleicht in fünfzig, in hundert Jahren erst lebendig aneignen wird. Dies aber ist es, was ich von der Kunst verlange: durch sie soll uns der höhere Mensch erscheinen, wie er in seltenen und feierlichen Stunden vor unserer Sehnsucht schwebt. Ich denke um Gotteswillen an kein „Idealisieren". Halte sich der Künstler immer nur an die Natur, nur nicht an die trübe und verworrene seiner schlechten und müden und erschlaffenden Momente, sondern an die wahre, die er fühlt, wenn er, ganz einsam und ganz frei, ein seliger Narziß, sich lauschend über seine Seele beugt."

Der Arzt bedachte sich ein wenig, dann sagte er: „Ich sehe aber nur nicht ein, warum dies nicht

auch in der dramatischen Form geschehen können soll. Du findest die dramatischen Dichter hinter den Malern zurück. Während diese um einen Geist ringen, den du als den Ausdruck einer neuen Menschheit fühlst, bewegen sich jene noch immer in einer versunkenen Welt. Einverstanden. So fordere, daß sie nachkommen sollen. Du aber willst sie überhaupt nicht mehr gelten lassen."

„Erstens," erwiderte der Meister, „erstens haben wir vom Tragischen gesprochen, nicht vom Dramatischen. Was aber zweitens dieses betrifft, so kann ich mir allerdings auch schwer denken, was es denn noch soll. Es ruht auf dem Begriffe des Charakters. Sein Wesen ist, darzustellen, wie ein Charakter vom Schicksal angefochten wird, sich aber dennoch zu behaupten weiß. Es kann die Fiktion nicht entbehren, daß ein Mensch immer derselbe bleibt. Ich aber meine, daß es der letzte Sinn unserer Sehnsucht sei, uns dies als eine bloße Fiktion erkennen zu lassen. Du bist nicht du selbst, sagt schon der Herzog in „Maß für Maß", du bist nicht stetig, denn du wechselst wundersam je nach dem Mond! Und Nietzsche hat geradezu das „Individuum" einen Glauben, eine Einheit, die nicht standhalte, genannt und aus der „Phan-

tasterei vom Ich" loszukommen verlangt: „Aufhören, sich als solches phantastisches ego zu fühlen! Schrittweise lernen, das vermeintliche Individuum abzuwerfen! Die Irrtümer des ego entdecken! Den Egoismus als Irrtum einsehen! Als Gegensatz ja nicht Altruismus zu verstehen! Das wäre die Liebe zu dem andern vermeintlichen Individuum. Nein! Über „mich" und „dich" hinaus! Kosmisch empfinden!" Die Worte sind mir unvergeßlich, sie bedeuten mir mehr als alle Forderungen, die er sonst an uns stellt, in ihnen ist schon der ganze Mach, der ja jetzt eben anfängt, der Philosoph der Zeit zu werden. Das Ich ist unrettbar, hat dieser gesagt. Wir haben es erfunden aus Ökonomie, um leichter arbeiten zu können, um die tausend wirren Beziehungen besser zu ordnen, um, wenn wir denken oder tun, das Verfahren abzukürzen. Wir wissen aber jetzt, daß es nur eine Illusion ist, freilich eine, die, wie es die Philosophen nennen, unter unsere „Denknotwendigkeiten" gehört. Fühlen wir dies erst durch und ist es uns gewiß geworden, so haben wir den Mut, ein neues Leben der vollen Illusion zu wagen. Wie ich mir ein Ich, das ich doch gar nicht sein kann, dennoch schaffen muß, weil ich es brauche,

so will ich mir auch alles, was ich brauche, schaffen dürfen: ich dichte in die Welt meine Not hinein. Was soll mir da aber das Drama, das immer noch „das Beieinandersein von tausend Leben," wie unser Hofmannsthal gesagt hat, in irgend einen lächerlichen „Charakter" zwängt und, um wirken zu können, uns zumuten muß, uns dümmer zu stellen, als wir vertragen? Ich wenigstens kann nicht begreifen, wie derselbe Mensch, der fähig ist, Rodin oder Klimt mitzufühlen, welchen das einzelne, Mensch, Weib, Fisch, Schlange oder Stein, immer durch Metamorphose gleich ins All zerrinnt, wie ein solcher Mensch, der dies hohe Wunder unserer Ewigkeit einmal bei sich gespürt hat, noch mit den starren Puppen des Theaters spielen mag."

3.

Das nächste Mal sagte der Meister: „Nun wollen wir aber doch auch noch hören, was der Künstler über den Schauspieler vorzubringen hat."

Der Künstler sah verwundert auf. Aber der Meister fuhr fort: „Du schienst doch neulich darüber noch deiner besonderen Vermutung nachzuhängen."

Der Künstler erwiderte: „Aber du willst ja vom Theater nichts mehr wissen. Was soll dir also der Schauspieler noch?"

Der Meister sagte lächelnd: „Vielleicht doch. Zier' dich nur nicht!"

Der Künstler begann: „Ich will euch gestehen, früher hab ich nie begriffen, was die Menschen eigentlich im Theater wollen. Mir ist es immer nur lächerlich und langweilig gewesen. Erst als ich zufällig vor ein paar Jahren mit einigen Schauspielern persönlich bekannt wurde und

sie dann, nachdem mir ihr Wesen schon im Verkehr vertraut geworden war, auch einmal spielen sah, dies hat auf mich so seltsam und so stark gewirkt, daß ich es jetzt gar nicht mehr entbehren mag. Es wird mir aber nicht leicht sein, euch zu erklären, was ich empfinde. Ein Schauspieler, den ich nicht persönlich kenne, wirkt auf mich gar nicht. Ich sehe dann nur allenfalls die Figur, die der Dichter meint, und sehe sie doch niemals ganz; irgend etwas stört mich immer. Auch gelingt es mir nie, mich täuschen zu lassen. Ich kann nicht glauben, daß das jetzt ein Wald, jetzt ein Zimmer sein soll. Mir bleibt es immer nur ein Brett, mit Figuren darauf, und gar wunderlich ist es mir, vor ihm einen Rahmen und hinter ihm ein Bild zu sehen, dieses aber von jenem getrennt, jenen vorgeschoben und zwischen ihnen lebendige Menschen, welche natürlich durch jede Gebärde, jeden Schritt, die sie tun, die Wirkung des Bildes vernichten müssen. Je mehr man sich heute um Illusion bemüht, desto peinlicher wird mir das. Wie wenn aus einem Bilde durch ein Loch wirkliche Augen herausschauen oder eine zuckende Zunge oder lebendige Ohren durchgesteckt würden, so zugleich komisch, aber eigentlich auch

gräßlich kommt es mir vor und ich muß sogar sagen, es kommt mir schauerlich unzüchtig vor — ich weiß nicht, ob ihr das verstehen könnt, ich muß es aber so nennen."

Der Arzt sagte: „Das ist ganz charakteristisch für dich. Deine Scham ist Stil. Im Stil verhüllst du dich, wie sich der Bürger mit der Sitte verhüllt, und was dir den Stil verletzt, erschreckt dich mit einer Gewalt, die du dir gar nicht anders als moralisch auszulegen vermagst."

„Wie dem auch immer sei," fuhr der Künstler fort, „ich habe ja nur sagen wollen, daß jede Aufführung, auch geliebter Dramen, deren Abenteuer, deren Gestalten, deren Worte mir beim Lesen viel bedeuten, mich früher immer nur angewidert hat, bis ich zufällig vor einiger Zeit, damals schon seit Jahren des Theaters entwöhnt, in einen Kreis von Schauspielern geriet, deren mir einige zunächst nun bloß menschlich recht sympathisch wurden, so daß ich mich denn später auch einmal entschloß, um ihrer Eitelkeit willen und auch aus einer gewissen Neugier, sie spielen zu sehen. Da geschah es mir nun seltsam. Ich saß da, der Vorhang ging auf und mein Freund erschien, ich erkannte ihn gleich, an der Stimme, am Gang,

an seiner ganzen Art, aber indem jetzt das Spiel begann und ich in der Leidenschaft, die er darzustellen hatte, Töne von ihm vernahm, die ich ihm niemals zugetraut hätte, Töne, die ich als wahr empfand, als die wahren Töne dieses Menschen da oben, aber doch eines ganz anderen Menschen, als der sonst abends bei mir im Atelier saß, dies traf mich so, daß ich in einer ganz ratlosen Verwirrung, bestürzt, fast entsetzt, am liebsten fortgelaufen wäre: denn es war zu fürchterlich, daß hier ein Mensch, den ich zu kennen glaubte, plötzlich verschwunden und unter meinen Augen ein fremder, ein neuer, wie aus einer andern Welt, geworden war. Alle Schauer, die wir als Kinder fühlen, wenn im Märchen plötzlich der Prinz in einen Fisch verzaubert wird, hatte ich da so stark, daß ich das wohl zu den paar ganz großen Erschütterungen meines Lebens zählen muß. Ich kam nun jeden Tag, es ließ mich nicht mehr aus. Es war mir aber ganz gleich, was sie gaben. Nicht der Dichter, nicht sein Stück ergriff mich, sondern das ungeheure Rätsel der menschlichen Verwandlung war es. In jener Zeit wurde ich auch mit einer Schauspielerin vertraut, ihr wißt es ja. Ihr wart da sehr um mich besorgt,

weil es ja wirklich schon schien, ich hätte selbst meine Kunst vergessen und würde mich in der unsinnigen Leidenschaft verlieren. Ich habe euch damals reden lassen, es war mir ja selbst noch nicht klar, heute weiß ich erst: was man Leidenschaft oder die große Liebe nennt, ist es wohl gar nicht gewesen, nicht einmal eine sinnliche Betörung, das schon gar nicht, nein, sondern eigentlich rein cerebral, nämlich: daß man eine Frau zu besitzen meint und ihr in der Raserei alles abgepreßt und abgerungen hat, alles, bis auf den letzten Schrei der innersten Natur, aber dann geht sie hin und zieht sich um und ist ein Wesen, mir so fremd, und hat Töne, mir so neu, und gehört in eine Welt, mir so fern, als hätte ich sie niemals noch zuvor erblickt, darüber bin ich damals fast wahnsinnig geworden. Ihr wißt, was es in der heiligen Schrift heißt, wenn sie sagt: Er erkannte ein Weib. Daß man es aber dabei doch niemals wirklich „erkennen" kann, weil es ihm gegeben ist, tausend Wesen zu werden und immer schon wieder, während es noch atemlos, von meiner Faust gewürgt, unter meinem Herzen zuckt, ein anderes zu sein, von dem ich nichts weiß, daran habe ich, diese ganzen Jahre her, so grimmig süß gelitten. Doch

dies ist es ja nicht, was ich erzählen will, sondern es soll mir nur helfen, euch den bösen Reiz zu schildern, den die Kunst des Schauspielers für mich hat. Habt ihr ihn denn nie gefühlt? Ich wundere mich wirklich."

„Rede nur erst aus," sagte der Meister. „Dann wird es an uns sein."

„Was willst du noch mehr?" sagte der Künstler. „Es ist eigentlich schon alles. Wen es einmal getroffen hat, ich denke, der kann es niemals mehr recht verwinden. Die Schauspieler sind ihm wie Zauberer, fast fürchtet er sie und kann doch von ihnen nicht los, fast graut ihm vor Menschen, die sich umtauschen und auswechseln können, und doch locken sie ihn magisch an, weil er tief bei sich dasselbe Wunder walten ahnt. Mir wenigstens ist, als wäre darin, daß es Menschen gibt, die auf Kommando sich verleugnen, sich entäußern, sich verwandeln können, das größte Geheimnis der Menschheit verborgen. Und dies zu spüren, werden wir uns nicht nehmen lassen. Es mag sein, wie du sagst, daß wir die tragische Kur nicht mehr brauchen; das geht mir ein. Aber den Schauspieler werden wir nicht entbehren wollen. Mich läßt seine Kunst vernehmen, wie der Stolz

des Menschen auf sich selbst verlogen und wie seltsam ungewiß doch unser Schritt ist; dies aber hat mein ganzes Gefühl des Lebens umgestimmt."

Der Künstler schwieg. Endlich sagte der Meister langsam, fast ein wenig feierlich: „Bist du auch schon so weit? Gelobt sei Dionysos! Auf allen Wegen geht es doch immer unserem großen Gott zu."

Nach einer Pause begann der Grammatiker: „Ja, das schon, es ist ja in der Tat das dionysische Gefühl. Ekstasis, sagten die Griechen. Das heißt: der Mensch tritt aus sich heraus, er schüttelt sich ab, er wird um; und wie die Mänade, die in das Fell des Tigers schlüpft, allmählich auch tierisch zu fühlen beginnt, so kann er, in den Gedanken an einen anderen Menschen eingehüllt, mit Leib und Seele dieser werden. Nur muß ich da, bei aller Verehrung der Griechen, doch warnen und fragen: was soll das uns? Gerade uns, die so verlangt, sich abzugrenzen und einzuschließen, fest zu werden und unwandelbar zu sein? Denn was wir „Charakter" nennen und, ob wir nun „Persönlichkeit" oder „Individualität" dazu sagen, als des Menschen höchste Kraft verehren, ist doch gerade ganz undionysisch. Es

sieht euch aber gleich, schwärmend vom einen ins andere zu taumeln, wie ihr eben glaubt, daß man von den Methoden aller Weltanschauungen ein bißchen naschen kann, und wie denn wirklich jetzt der richtige Deutsche ein dionysischer Pedant und auch noch dazu ein kleiner Satanist sein möchte. Salz schmeckt, Zucker schmeckt, wie gut, denkt ihr, muß erst Salz mit Zucker schmecken!"

„Nun," sagte der Meister, „das ist eben unsere Kultur, und vielleicht wird sich zeigen, daß es gerade dies Naschen an allen Blüten der Vergangenheiten ist, wodurch wir unseren eigenen Honig gewinnen sollen. Ich möchte aber doch zuerst jetzt unserem Künstler antworten. Du hast mit den Schauspielern offenbar Glück gehabt. Du hast nämlich offenbar ein paar gefunden, die wirklich Schauspieler sind, was jetzt in Deutschland unter Hunderten, die dafür gelten, kaum einer ist. Es gibt ein sehr gescheites Buch, das natürlich niemand kennt: „Der Schauspieler, ein künstlerisches Problem", von Max Martersteig. Alles, was von Diderot bis zum Herrn Coquelin über den Schauspieler gefabelt worden ist, trifft das Wesen seiner Kunst nicht, aber hier ist es, nämlich

die, wie er es nennt, „Transfiguration". Es gibt drei Klassen von Schauspielern. Die einen wirken nur durch ihre Natur, welche sie in jeder Rolle von einer andern Seite zeigen; am Romeo zeigen sie, wie sie verliebt, am Hamlet, wie sie schwermütig, am Heinz, wie königlich heiter sie sind, was, je nach dem Werte ihrer Natur, sehr schön sein kann, wie es ja auch schön ist, einem verliebten oder schwermütigen oder hohen Menschen im Leben zuzusehen. Dann sind es, wie Martersteig sie nennt, die „gewissenhaften Referenten über die darzustellende Person"; sie erzählen uns von den Gestalten ihrer Rollen und helfen der Erzählung noch durch die Maske, durch Geberden nach. Weder jene noch diese sind Schauspieler, welchen Namen nur verdient, wer fähig ist, sich durchaus umzubilden, die ihm eingeborene Natur abzulegen und eine andere anzunehmen, eine fremde Person nicht etwa bloß nachzuahmen und vorzutäuschen, sondern sie sich geradezu, wie Martersteig drastisch sagt: „einzuverleiben". Das haben schon Goethe und Schiller gewußt. Schon im Wilhelm Meister heißt es, daß, wer sich nur selbst spielen und sich nicht dem Sinn und der Gestalt nach in viele Gestalten verwandeln kann, kein

Schauspieler ist, und ein anderes Mal wird es zu den vornehmsten Grundsätzen des Weimarischen Theaters gezählt, daß der Schauspieler seine Persönlichkeit verleugnen und umbilden lerne, wie denn auch Schiller einmal versichert, den Schauspieler am meisten zu bewundern, von dem er sehe oder höre, daß er, der einen wütenden Guelfo meisterhaft spielte, ein Mensch von sanftem Charakter sei. Nun lest bei Martersteig nach, wie er sich dieses „Mysterium" als ein „physiologisches Problem" erklärt, nämlich als eine besondere Art von Hypnose, durch welche im Schauspieler wirklich das eigene Wesen ausgeschaltet und ein fremdes, von dem er selbst, wach, gar nichts weiß, eingeschaltet werde, im Schauspieler natürlich, wie vielleicht Ludwig Devrient einer war, wie Mitterwurzer war, wie Novelli ist. Aber es scheint, daß diese Begabung jetzt häufiger wird, vielleicht weil die Hemmungen, die sie früher zugehalten haben, sich allmählich lockern. Nämlich, seien wir ehrlich: wer in unserer Zeit, der kein Schwindler ist, hat denn noch „Gesinnung", wer hat „Charakter", wer bleibt sich denn, wie das bei den Liberalen hieß, wer bleibt sich denn „treu"? Dieses „Stirb und Werde!" Goethes, daß wir uns gar

nicht entwickeln können, ohne uns unablässig zu vernichten, ist uns so geläufig worden, daß wirklich jetzt schon jeder von uns, denkt er an sich nur um zehn Jahre zurück, sich kaum mehr erinnern kann, wie er damals gewesen sein soll. Wir alle sind Schauspieler, wir verleugnen und verwandeln uns so, daß wir oft selber vor uns erschrecken, und immer heftiger empfinden wir, daß alles Leben Verwandlung ist und daß wir nichts sein, aber alles werden können. Was uns daran erinnert, uns darin bestärkt, daß auch unser stolzes Ich nur die Illusion einer Erregung ist, die mit dieser gleich wieder verlischt, das hilft uns unserer neuen Wahrheit bewußt zu werden, die eben erst, langsam und still, in der Menschheit aufzudämmern beginnt. Bis uns nur erst einmal klar geworden sein wird, daß wir niemals zornig sind und niemals verliebt und niemals grausam, sondern immer nur, irgendwie berauscht, einen Zornigen, einen Verliebten, einen Grausamen spielen, von dem doch der ewige Mensch in uns gar nichts weiß, dann werden wir es erst wagen dürfen, nun auch als Künstler das Leben zu gestalten, das jetzt nur immer so über uns hinrauscht. Affekte fliegen an uns vorbei wie der Wind an Bäumen und biegen

uns und schütteln uns und das merkwürdige ist, daß wir aber dann glauben, wir Bäume, wir seien es, die den Wind haben, oder seien wohl gar selbst der Wind. Wir lachen den Schauspieler aus, der sich nachher in der Kneipe immer noch als der König fühlt, den er gespielt hat, und sind ihm doch alle gleich, wenn wir „Charakter" haben: denn „Charakter" ist doch nur der Wahn, die Rolle fortzuspielen, die wir, in der Hypnose einer Leidenschaft, einen Moment einmal gewesen sind. Beim Theater heißt es: um zehn ist alles aus! Wir würden unser Leben ganz anders spielen, mit einer ganz anderen Verwegenheit und einer ganz anderen Freude, wenn uns nur auch endlich klar geworden wäre: um zehn ist alles aus! Und wenn wir nicht, wie schlechte Komödianten der Provinz, um abends besser zu wirken, auch bei hellem Tage noch das finstere oder lächelnde Gesicht unserer Rollen tragen würden! Und wenn wir so wahr wären, in den Pausen lächelnd von unseren Rollen auszuruhen, der König gelassen neben dem Bettler, die Nonne neben der Sünderin! Darum glaube ich wirklich, daß du recht hast: gerade wir können gerade jetzt den Schauspieler nicht entbehren. Wir brauchen seine Kunst, um an ihr

leben zu lernen, wie die Griechen an ihren Statuen das Leben gelernt haben. Seine Kunst der ewigen Verwandlung wird uns die Normen geben, nach welchen allein wir über den Menschen gelangen, ins Freie, zur Höhe, wo alles, was an uns geschieht, nur noch ein Spiel der Elemente mit uns ist."

„Die reinen Fregolis willst du aus uns machen," meinte der Arzt.

„Darf ich sagen," fragte jetzt der Jüngling, „was ich dabei nicht verstehe?" Und auf den Wink des Meisters fuhr er fort: „Nämlich, es mag sein, das geht mir schon ein, daß wir, wie der Affekt uns bewegt, gar nicht sind, sondern es, unter seiner Suggestion, nur spielen — nicht wahr, das ist es doch, was Sie meinen, da verstehe ich Sie doch recht?"

„Und?" fragte der Herr.

„Und," sagte der Jüngling, „da scheint mir nun: es ist gefährlich, wenn wir merken, daß wir es nur spielen, weil das doch die Suggestion stört. Vom Schauspieler verlangen wir, er solle zu vergessen trachten, daß es nur ein Spiel ist, was er treibt. Er soll gar nicht mehr wissen, daß er sich verwandelt hat, daß er vor der Verwandlung ein

anderer war, nach der Verwandlung wieder ein anderer sein wird, daß er alles immer nur scheint. Glaubt er nicht, wirklich zu sein, was er scheint, so wird er es gar nicht scheinen und er wirkt auf uns erst, wenn er sich in seiner Maske sicher und fest fühlt. Wenn nun ebenso unser Leben immer nur Spiel und was wir zu sein glauben, immer nur Rolle ist, so müssen wir, um sie zu spielen, selbst doch erst recht glauben, sie zu sein, und mag das Ich oder was wir „Charakter" nennen oder unsere „Individualität" zuerst nur als ein Behelf jener Suggestion erfunden worden sein, so brauchen wir sie doch und —"

„Halt!" sagte der Meister. „Mischen Sie nur nicht zusammen, was ich eben das eine vom andern lösen will. Merken Sie auf! Wir fühlen uns manchmal wunderbar erregt, dann begreifen wir erst, was es mit uns ist, nun sind wir erst gewiß, was wir zu tun haben, nun wird es in uns hell, nun zögern wir nicht mehr, nun wagen wir, nun ist alles in uns bereit und Kräfte, Gedanken, Wünsche bieten sich uns an, die wir noch niemals gespürt haben. In solchen Momenten allein wachen wir gleichsam erst auf, und hier spielt sich unser wahres Leben ab. Aber es gibt keine Er-

regung, die wir nicht mit derselben Ermattung bezahlen, der hohen Ekstase folgt immer die gemeine Depression. Das ist die Ökonomie der Kultur, von der wir lernen sollen. Wir aber, entsetzt, wenn wir wieder herabgesunken sind, wollen nun durchaus erregt bleiben, auch in der Depression noch. Was wir in der erhabenen Stunde gewesen sind, zwingen wir uns nun künstlich aus uns zu machen und vergeuden unsere Kraft an die Erinnerung, die doch den schönen Augenblick nicht bewahren kann. Das Spiel ist aus, wenn der Moment erlischt. Nun sollen wir ehrlich bekennen: die Pause ist da, ich bin wieder nichts, ich muß warten! Und sollen unsere Kraft ansammeln, für das nächste Mal, nicht aber, indem wir heucheln und fortspielen, sie verderben. Wir zehren uns auf, in dieser lächerlichen Sucht, es uns nicht merken zu lassen, daß uns der selige Moment verlassen hat. Und alles Geheimnis der Helden und der Heiligen ist vielleicht nur, daß sie sich aufsparen, bis der Moment kommt, um dann loszustürzen, inzwischen aber, von der einen Ekstase zur anderen, demaskiert, müssig im Winkel sitzen und gemeine Menschen sind, die, tierisch sich vergnügend, geduldig warten, bis sich ihre

Kraft erholt und nun wieder, ausgeruht, zur neuen Verwandlung aufspringt."

„Der Schauspieler als Erzieher," sagte der Arzt, „das mag ja wirklich unserer Zeit gemäß sein. Ich gebe dir auch zu: Jede große Tat, jedes Werk, das wirken soll, geschieht in einer Art Hypnose, die uns den gemeinen Menschen vergessen läßt und einen unbekannten entbindet. Daß wir dann, erwacht, zurückgestoßen, uns abquälen, im täglichen Leben die Hypnose fortzuspielen, ist wirklich dumm. Es wäre menschlicher, uns lieber durch eine Hygiene des Geistes auf den großen Moment zu trainieren, übrigens aber die Pausen achtlos hinzubringen, wie sich's eben trifft. „Stimmung" ist am Ende wirklich alles und keine „Stimmung" läßt sich erzwingen, wir geraten sonst in die Routine."

„Wir leben doch jetzt überhaupt alle nur von der Routine," sagte der Meister: „irgend einen großen Moment unserer Jugend äffen wir immer noch nach, und indem wir ihn so zu bewahren glauben, verlieren wir ihn, seine Geberde wird uns ja geläufig, aber die Kraft versiegt, uns wieder aufzuschwingen, wieder zu schwärmen, wieder zu rasen, worin allein doch nur das wahre

Leben ist. Dies kann uns der Schauspieler lehren. Und darum meine ich in der Tat, daß seine Kunst der Verwandlung, macht sie sich nur erst vom Dichter frei und wird souverän, die tragische der Entleerung ablösen und das neue Geschlecht beherrschen wird, das uns erfüllen soll."

Das unrettbare Ich

Als ich noch ein kleiner Bub war, ging mein Vater, in der Früh, bevor er in die Kanzlei mußte, oder auch manchmal, wenn er zeitlicher dem Geschäfte entwischen konnte, nach der Jause, gegen Abend, gern mit mir spazieren, durch das Landhaus mit dem wunderschönen alten Portal und über den Platz mit der gewundenen Säule bis an den Strom zur Brücke oder, wenn es wieder zu grünen begann, in den Volksgarten hinaus oder gar, wurden die Tage länger, auf den anmutigen Freinberg, wo man, vor dem Kollegium der Jesuiten, ins ganze Land und über das glitzernde sprühende Tal auf unsere mächtigen alten Berge aussieht. Er hielt mich an der Hand, wir gingen rasch, wie es in seiner energischen Art war, und der dicke Knirps mußte tüchtig ausschreiten, es machte mir aber nichts, weil ich mich schon den ganzen Tag darauf gefreut hatte: denn nun durfte

ich ihn wieder ausfragen und was ich irgend nicht verstanden, was ich aufgeschnappt, was mich befremdet hatte, trug ich ihm jetzt vor und er mußte mir alles erklären. Er hatte eine unendliche Geduld und verstand es, mich an meinen eigenen Fragen sachte vom einzelnen zum allgemeinen zu geleiten und mir allmählich so, ohne daß ich das lästige Gefühl einer Lektion hatte, indem ich vielmehr selbst der Fordernde war, manches Gesetz der Natur und der Sitte beizubringen. Ich wundere mich, woher der so tätige, von vielen Geschäften und Sorgen seines Amtes und der städtischen Verwaltung und der Politik eingenommene, abends oft ganz atemlos gehetzte Mann noch die Kraft nahm, sich meiner kindisch heftigen Neugierde zu stellen, aber es war ihm vielleicht gerade recht, Kenntnisse, die sonst ungenützt eingetrocknet wären, aufzufrischen und sich so von der täglichen Routine seiner Pflichten zu erholen; wie er denn später, mit mir und an mir, auch die alten Sprachen noch einmal erlernt hat und, schon ein Vierziger, wieder ein ganz fester Lateiner wurde. Damals aber hielten wir uns am liebsten an die Botanik und ich sehe mich noch mit meiner großen schweren grünen Büchse stolzieren, aus der dann,

wenn wir heimgekehrt waren, abends nach dem Essen die lieblichen Blüten hervorgesucht, Blätter und Staubfäden ausgezupft und nach dem Lorinser bestimmt, aber wenn der Name endlich aufgefunden und deutsch und lateinisch eingeprägt war, die anderen Exemplare mit zärtlichen Fingern ausgebreitet, sorgsam aufgesteckt, noch mit einem Öl, das sie verhindern sollte, sich zu entfärben, gelinde bestrichen und gewaschen und endlich unter manchen Erwartungen und Befürchtungen in die kleine Presse geschoben wurden. Diese sanfte, fast mädchenhafte Beschäftigung liebte mein Vater sehr, und es war mir seltsam, ihn dann wieder fast leidenschaftlich von den Schrecken und Gefahren unserer Alpen erzählen zu hören, welche er als junger Mensch gern aufgesucht hatte und zu bewundern, zu preisen noch immer kein Ende fand.

Einmal kamen wir wieder auf den Freinberg, es war im Frühling und ein wunderbarer Abend; die Berge, noch tief in Schnee, so rein und so nah, daß man sie greifen zu können glaubte. Ungeheuer rot sank die Sonne, der Himmel brannte. Wir standen, mein Vater hielt mich, und wir sahen und lauschten und sprachen kein Wort. Als sie

aber langsam, langsam untergetaucht war und es nun violett, dann fahl wurde, fragte ich plötzlich: „Wohin fällt sie?" Mein Vater stand noch ganz verloren da. Dann wendete er sich um, und indem wir uns anschickten, heimzugehen, sagte er: „Was willst du wieder wissen?" Ich antwortete: „Wo kommt die Sonne eigentlich hin, wenn sie untergeht? Wo ist sie denn in der Nacht?" Mein Vater lächelte, und indem wir rüstig hinabschritten, erklärte er mir, es sei eine Täuschung, daß wir meinten, die Sonne gehe auf und gehe unter, während es vielmehr die Erde sei, unsere liebe alte Erde, die sich um die Sonne bewege. Als er dies sagte, sprang ich ein wenig vor und drehte mich hopsend um, ich wollte ihm in der Dämmerung besser in die Augen sehen: denn er war es gewohnt, mir gelegentlich auch einmal etwas Falsches zu sagen, nur um mich zu prüfen, ob ich denn auch ordenlich aufpasse und, wie es sich gebührt, immer auf der Hut sei. An seiner Stimme, die ihren ruhigen Ernst immer behielt, konnte ich das nicht merken, aber ich hatte gelernt, es seinen guten Augen abzusehen, die sich listig funkelnd verrieten, wenn er es unternahm, mir so nachzustellen und mich einzufangen. Doch gewahrte

ich jetzt davon nichts und er fuhr fort, es mir strenge zu erklären. Da sagte ich kein Wort mehr und so kamen wir nach Hause. Aber ich war tief betrübt und nachts weinte ich sehr, weil ich nicht begreifen konnte, warum mein Vater mich angelogen hätte, und weil ich ihm jetzt nichts mehr glauben konnte.

Mein Vater, der etwas merken mochte und wohl inzwischen auch nachgeschlagen hatte, um es mir geläufiger beweisen zu können, fing am nächsten Tage wieder davon an. Ich hörte kaum zu. Die Sonne interessierte mich gar nicht mehr. Ich hatte immer nur den einen Gedanken: Warum lügt mich mein Vater an? Und wie ich schon damals unfähig war, mich zu verbergen, konnte ich nicht anders, es mußte heraus, es hätte mich zerrissen, ich mußte ihn fragen. Er erschrak, als er meinen Zorn, meine Qual sah, und wurde so zärtlich, wie er es nie gewesen war, um mich nur zu beschwichtigen und mir zu beteuern, daß es wirklich die Wahrheit sei; und es ist mir heute fast komisch rührend, wenn ich mich erinnere, wie nach einigen Tagen abends einer seiner Freunde kam, ein Finanzrat, vor dem ich großen Respekt und zu dem ich viel Zutrauen hatte, und wie nun

die beiden großen alten Männer sich zu mir setzten, um mir bei der Lampe mit großer Mühe, indem sie sich gegenseitig zu Hilfe kamen, darzutun und aus einem Buche, das sie mitgebracht hatten, langwierig zu beweisen, wie wir durch unsere Sinne betrogen sind, wenn wir meinen, die Sonne gehe um uns herum, während es in Wahrheit die Erde ist, welche um sie geschwungen wird. Ich fühlte nun wohl heraus, wie gut es gemeint war, und bereute sehr, meinen Vater gekränkt zu haben. Ich war auch geneigt, es jetzt zu glauben, und nahm mir vor, am ersten schönen Tage, wenn die Sonne wieder schien, gut aufzupassen und genau hinzusehen, um mich nicht mehr foppen zu lassen. Es half aber nicht, ich sah doch, ich sah mit meinen eigenen Augen die Sonne Stunde um Stunde über den Himmel rücken, und als ich mich abends in meine Kammer verkroch, um im Dunkel nachzudenken, und mich zwang, mir vorzustellen, die Erde drehe sich, wurde mir bei dem bloßen Gedanken so schwindlig und seekrank, daß ich in Angst geriet, hinausgeschleudert zu werden: denn dies hätte doch unfehlbar geschehen und auch das Haus einstürzen müssen, wenn unsere Erde wirklich tanzen würde. Ich beschloß aber, meinen

Vater zu verschonen, weil ich ihn nicht mehr aufregen wollte, und geduldig abzuwarten, bis ich mit der Zeit schon erspähen würde, warum die Menschen unter sich ausgemacht hätten, dies zu behaupten, während doch jeder sehen konnte, daß es nicht wahr war. Ein Kind nimmt nicht leicht etwas tragisch und so kam auch ich an meinem Abenteuer vorbei. Vergessen aber habe ich es eigentlich nie, insgeheim wirkte es doch immer noch fort, und ich habe ihm vielleicht die Geschmeidigkeit, mich sofort in jede Meinung zu finden, und die Volubilität des Denkens zu verdanken, die später an dem kleinen Gymnasiasten sehr bewundert wurde. Ich wurde nämlich bald ein rechter Sophist, geschickt, von jedem Gedanken sogleich abzuhaspeln, was sich irgend aus ihm ziehen ließ. Ich konnte alles beweisen und glaubte eigentlich gar nichts: denn in mir hatte sich festgesetzt, daß in den Anfängen der Dinge alles unsicher und voll Lüge, daß es aber bequemer, um mit den Lehrern fertig zu werden, und schicklicher war, so zu tun, als glaube man daran. Dies wurde mir so geläufig, daß ich spielend alles in mich aufnehmen konnte, ohne davon im Innern behelligt oder auch nur berührt zu werden, weshalb ich

nicht unsinnig, dies zu glauben?" Da sagte ich: „Nicht unsinniger, als zu glauben, daß sich die Erde dreht, wo uns doch unsere Sinne sagen, daß es anders ist. Aber wir müssen es doch glauben, sonst fliegen wir bei der Matura!" Er wendete sich gekränkt ab, weil er es für einen Spaß hielt. Mir aber war es ernst: denn ich blieb dabei, daß nichts anders sein könne, als ich es sah, was mir auch meine Vernunft darüber beweisen mochte; mir war eingeboren, meinen Sinnen mehr zu trauen als der Vernunft. Nur hatte ich mir allmählich angewöhnt, überall zwei Wahrheiten anzunehmen: eine mir evidente, die sich gar nicht erst zu rechtfertigen hatte, die mit mir auf die Welt gekommen war, mit der und von der ich lebte, und eine zweite für die Schule, die sich wunderschön beweisen ließ, die mir das größte Vergnügen machte, der ich jedoch sozusagen nicht über die Gasse traute.

Dieser Gewohnheit, die man kaum billigen und wohl gar ziemlich cynisch finden wird, verdanke ich meine Rettung aus der schwersten Krise. Das war ein paar Jahre später, als ich eben neunzehn geworden. Ich hatte die Universität bezogen und schwankte herum, ob ich Schauspieler

oder Philolog werden sollte. Wenn ich im Stadttheater Mitterwurzer sah, riß es mich, gleich auf die Bühne zu springen. Doch fiel mir ein: wie aber, wenn kein Mitterwurzer aus mir wird? Und lieber gleich gehängt, als einem von den anderen gleich zu werden. Ich schwärmte für die Tragiker und Plato, aber es reizte mich nicht sehr, in Budweis oder Jägerndorf den Buben die unregelmäßigen Verben zu verraten. Nun, die gnädigen Götter haben beides verhütet. Indem ich nun so meine Ungewißheit von einem Tag über den anderen hinschleppte, wollte ich mich betäuben. Ich fing unsinnig zu lesen an, was ich nur irgend auftreiben und ausleihen konnte, und da begab es sich, daß ich auf Kant geriet. Es war mir ein ungeheures Ereignis.

Ich weiß noch, wie schwer es mir zuerst wurde, mich in den schrecklichen holperigen, zerfahrenen Stil zu finden, und ich mußte mit den Worten, die wie aus einer furchtbaren fremden Sprache entsprungen waren, erbittert um den Sinn ringen, daß ich oft abends völlig erschöpft und wie vernichtet liegen blieb. Als ich mich aber so weit durchgewunden hatte, daß ich endlich anfing, allmählich zu ahnen, was gemeint war, da gewann ich eine so

selige Lust und Verzückung des Geistes, wie sie mir nur noch einmal im Leben vergönnt worden ist: als ich nach einigen Jahren das „Kapital" las und in den Marxismus eindrang. Mir wurde wie auf einem hohen Berge, nun glaubte ich hoch über allen Geheimnissen zu stehen. Wie ich aber im Denken radikal bin, riß es mich fort, ich machte gleich die ganze Entwicklung bis zum letzten Solipsismus durch, der mir in der Tat auch heute noch, läßt man sich überhaupt mit Kant ein und denkt ihn aus, unvermeidlich scheint, wozu kommt, daß er doch eigentlich nur die wahre Empfindung des Jünglings ausspricht. Der Jüngling fühlt sich immer allein auf der Welt, er will nicht leiden, daß etwas anders sein soll, als er es denkt, er verleugnet, was ihm nicht gemäß ist. Und welche Freiheit, welcher Stolz: „Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf!" Und nicht nur der Herr aller Erscheinungen zu sein, sondern ihr Schöpfer! „Ich schließe die Augen und nichts ist mehr: denn alles wird erst durch mich allein. Kein Glück, keine Schönheit, die ich nicht mir verdanken würde! Und was kann der Schmerz noch über mich, da nur ich es doch bin, der ihn verhängt?"

Ich berauschte mich. Ich war ganz unfähig,

irgend etwas anderes zu denken. Ich saß nur immer daheim und nahm meine Sätze durch, angstvoll, als ob sie mir wieder entwendet werden könnten. Schwierig war mir nur noch, mir auch meinen eigenen Körper als meine Vorstellung und mein Geschöpf zu denken. Hier wurde ich ein leises Unbehagen nie ganz los und es warnte mich, ob ich nicht irgendwie doch vielleicht unaufrichtig gegen mich wäre. So verfiel ich der Tollheit, mir sozusagen meinen Körper versuchsweise abzugewöhnen, indem ich mich zu kasteien begann, fast nichts mehr aß und mich zwang, die ganzen Nächte bei der Arbeit aufzubleiben, morgens aber sogleich, ohne das Bett zu berühren, weit hinaus zu wandern. Als ich das aber kaum eine Woche getrieben hatte, schlief ich eines Abends auf dem Sopha ein, schlief durch zwei Nächte und einen Tag und wachte am zweiten ganz dumpf, ganz leer, verwundert, aber erleichtert wieder auf, mit einem heftigen Hunger und Durst und dem dunklen Gefühl, lange beklommen und lächerlich wüst geträumt zu haben. Ich rannte fort, um nur vor allem zu essen und zu trinken, und dann, es war im Winter und dunkelte schon, ließ ich mich vom Gewühl durch die glänzenden Gassen treiben, wie von einem Strome

getragen. So bummelte ich mich durch, bis ich in einer tiefen süßen Müdigkeit kaum mehr nach Hause fand. Als ich aber hier, ausgekleidet und behaglich ins Bett gestreckt, nach meiner Uhr griff, um sie aufzuziehen, fiel mir ein, daß die Uhr ja gar nicht wirklich, sondern nur eine Erscheinung und also mein Produkt war. Das kam mir in diesem Augenblicke so furchtbar albern vor, daß ich lachen mußte. Am anderen Tage suchte ich einen Freund auf, ging abends ins Theater, kneipte dann und liebelte und lungerte ein paar Wochen gedankenlos durch. Als ich dann zufällig wieder einmal in jene Bücher sah und, gleichsam um mich zu prüfen, ob ich schon völlig genesen, darin las, zweifelte ich keineswegs, daß dies die Wahrheit sei, aber eine Wahrheit, mit der man nicht zwei Schritte weit kommt, jene zweite Wahrheit wieder, die nur in der Schule gilt und die verleugnen muß, wer leben will.

Seitdem sind zwanzig Jahre vergangen und ich hatte mir abgerungen, nicht mehr zu spekulieren, sondern mich an mein Gefühl zu halten, welches ich viel zuverlässiger als die Vernunft fand, als ich plötzlich wider meinen Willen doch sachte wieder in ein Problem geriet. Manchmal

hat man wirklich die Empfindung, als würde man, ohne es zu wissen, geheimnisvoll geführt, und mir ist, als wäre ich die ganzen letzten drei Jahre her durch eine unbekannte Macht nur immer auf einen Gedanken gestimmt worden, dem ich nun also endlich wehrlos erliegen mußte. Das begann mit einer Stelle im Herakles des Euripides, die mich erschütterte. Herakles fällt im Wahnsinn seine Kinder an. Der Bote, der schildert, wie sich der Rasende betrug, sagt: Er war nicht mehr derselbe! Dies traf mich furchtbar. Ich hielt im Lesen ein und hatte das Gefühl: über der bloßen Vorstellung, daß es einem geschehen könnte, nicht mehr derselbe, sondern plötzlich ein anderer Mensch zu sein, müsse man eigentlich schon wahnsinnig werden. Ich fand es in der Phädra wieder und allmählich schien es mir der eigentliche Gedanke des Euripides, die Unsicherheit des Ich darzustellen. Nun las ich ein entsetzliches Buch, Ribots „les maladies de la personnalité"; hier werden Menschen gezeigt, welche plötzlich ihr Ich verlieren und als neue Wesen eine andere Existenz beginnen, aus der sie manchmal, ebenso plötzlich und rätselhaft, wieder in die erste zurückgestoßen werden; ja es kommen solche vor, die ein drei-

faches oder vierfaches Ich haben: das erste verschwindet, das zweite sinkt ihm nach, ein drittes, ein viertes taucht auf, da kehrt das erste zurück und keines kann sich auf das andere besinnen, eines weiß vom anderen nichts, es scheinen eigentlich in der Tat drei oder vier Menschen zu sein, die sich nur desselben Körpers bedienen, um an ihm der Reihe nach abwechselnd zu erscheinen, dann aber plötzlich wieder in leere Luft zu zerrinnen. Lange wurde ich diesen Spuk nicht los und wie es schon geschieht, daß man, was man eben bedenkt, nun überall wiederfindet, stieg mir eines Tages auf, wie fremd der alte Goethe dem jungen ist, und ich fand, daß er selbst von seinen alten Phasen immer wie von anderen Personen sprach, die man mit Neugier beobachtet, gern begreifen möchte und denen man zuletzt doch nicht beikommen kann. (Ich habe dies in einem Aufsatze: „Der veränderte Freund“ [1]) ausführlicher dargestellt.) Der Goethe von 1830 hatte mit dem von 1770 keinen Gedanken, kein Gefühl, kaum noch irgend eine Laune oder Grille gemein: „Er war nicht mehr derselbe.“ Man sage nicht: Mein Gott,

[1]) Siehe „Rezensionen“ S. Fischer, Verlag 1903. S. 145—156.

der Mensch verändert sich, das wissen wir ja. Denn ich frage: Bleibt denn, wenn diese Veränderung so groß wird, daß der Mensch sich, wie er vor zehn Jahren war, gar nicht einmal mehr vergegenwärtigen kann, sondern sich kaum aus Briefen, nach jenen Werken wie einen Fremden oder Toten zu vermuten weiß, bleibt denn dann vom Ich mehr als ein leerer Name? Es kommt mir vor, wie man sagt: das ist das vierte Bataillon. Vor zehn Jahren war es das vierte Bataillon und heute ist es das vierte Bataillon und in zehn Jahren wird es auch noch das vierte Bataillon sein. Ja, aber der Major ist ein anderer als vor zehn Jahren und so muß die Führung, muß der ganze Geist anders geworden sein und kein Offizier ist geblieben und keine Charge und kein Mann. Es ist ein neues Wesen geworden, das nur noch den alten Namen hat, weil wir nicht wissen, wann wir den Namen wechseln sollen, indem ja die Veränderung nicht mit einem Ruck, so daß sie eklatant würde, sondern leise und unaufhörlich geschieht: Heute kommt ein Offizier weg, im Herbste wechseln sich zehn Mann um, dann tritt der neue Major ein — wann sollten wir sagen: Jetzt ist es neu? Darum ist es bequemer, wir bleiben schon

ein für allemal beim vierten Bataillon; nur dürfen wir nicht leugnen, daß das eben doch nur eine Fiktion ist. Und sind nicht ebenso der brave Eckermann und der wackere Riemer viel eher derselbe Mensch als der Dichter des Götz und der der natürlichen Tochter? . . . Mich hat es sehr gequält, dies dramatisch zu fassen und einmal einen Menschen hinzustellen, der jenem anderen, der er früher war, so fremd geworden ist, daß er für Taten, die jener verübt hat, durchaus nicht mehr einstehen und Pflichten, die jener übernommen hat, nicht ohne sich, wie er jetzt geworden ist, völlig zu verleugnen, vollenden kann. Es ist mir nicht gelungen, das Problem geht wohl tiefer, als meine plastische Kraft reicht; und es ist am Ende nur an einer mythischen Gestalt darzustellen. Aber vielleicht ist auch alles dies für mich nur ein wunderlicher Weg gewesen, um reif zu werden, reif für Mach.

Ich maße mir nicht an, Machs mächtige Anschauung zu zeigen. Man findet sie kurz und beiläufig in der neuen Auflage der „Einleitung in die Philosophie" von Professor Wilhelm Jerusalem, ausführlicher und fast schwärmerisch in des Doktor Theodor Beer „Weltanschauung eines

modernen Naturforschers" dargestellt. Am besten tut man und scheut die Mühe nicht, sich an Mach selbst zu halten, der nicht nur, wenn er zu Laien spricht, wie in den „Populärwissenschaftlichen Vorlesungen", sondern auch in seinem Hauptwerke, der „Analyse der Empfindungen", die wunderbarste Klarheit hat: er führt den Leser so behutsam an die Probleme heran, daß dieser sie vielmehr selbst zu entdecken glaubt, und durch seinen milden, leise durchschimmernden Humor, der einen gutmütigen Spott liebt, weiß er die Darstellung so heikler Fragen, die sich manchmal schon fast über die Grenzen der Sprache entfernen, auf das anmutigste zu beleben.

Hier habe ich ausgesprochen gefunden, was mich die ganzen drei Jahre her quält: „Das Ich ist unrettbar." Es ist nur ein Name. Es ist nur eine Illusion. Es ist ein Behelf, den wir praktisch brauchen, um unsere Vorstellungen zu ordnen. Es gibt nichts als Verbindungen von Farben, Tönen, Wärmen, Drücken, Räumen, Zeiten, und an diese Verknüpfungen sind Stimmungen, Gefühle und Willen gebunden. Alles ist in ewiger Veränderung. Wenn wir von Kontinuität oder Beständigkeit sprechen, so ist es nur, weil manche

Änderung langsamer geschieht. Die Welt wird unablässig und indem sie wird, vernichtet sie sich unablässig. Es gibt aber nichts als dieses Werden. Es gibt kein Ding, das zurückbleiben würde, wenn man die Farben, Töne, Wärmen von ihm abzieht. Das Ding ist nichts außer dem Zusammenhange der Farben, Töne, Wärmen. Nur um uns vorläufig zu orientieren, sprechen wir von „Körpern" und sprechen vom „Ich", von Erscheinung und von Empfindung, die sich doch niemals trennen lassen, sondern sogleich zusammenrinnen. „Die große Kluft zwischen physikalischer und psychologischer Forschung besteht nur für die gewohnte stereotype Betrachtungsweise. Eine Farbe ist ein physikalisches Objekt, sobald wir zum Beispiel auf ihre Abhängigkeit von der beleuchtenden Lichtquelle (anderen Farben, Räumen) achten. Achten wir aber auf ihre Abhängigkeit von der Netzhaut, so ist sie ein psychologisches Objekt, eine Empfindung. Nicht der Stoff, sondern die Untersuchungsrichtung ist in beiden Gebieten verschieden . . . Somit setzen sich die Wahrnehmungen sowie die Vorstellungen, der Wille, die Gefühle, kurz die ganze innere und äußere Welt aus einer geringen Zahl von gleichartigen Ele-

menten in bald flüchtigerer, bald festerer Verbindung zusammen." Die ganze innere und äußere Welt, mein Ich und das andere ist nur eine wogende zähe Masse, die hier dicker wird, dort fast zu zerrinnen scheint. Das Ich ist nur ein Name für die Elemente, die sich in ihm verknüpfen. „Die Elemente bilden das Ich. Ich empfinde grün, will sagen, daß das Element Grün in einem gewissen Komplex von anderen Elementen (Empfindungen, Erinnerungen) vorkommt. Wenn ich aufhöre, grün zu empfinden, wenn ich sterbe, so kommen die Elemente nicht mehr in der gewohnten geläufigen Gesellschaft vor. Damit ist alles gesagt. Nur eine ideelle, denkökonomische, keine reelle Einheit hat aufgehört zu bestehen. Das Ich ist keine unveränderliche, bestimmte, scharf begrenzte Einheit. Nicht auf die Unveränderlichkeit, nicht auf die bestimmte Unterscheidbarkeit von anderen und nicht auf die scharfe Begrenzung kommt es an, denn alle diese Momente variieren schon im individuellen Leben von selbst, und deren Veränderung wird vom Individuum sogar angestrebt. Wichtig ist nur die Kontinuität. Die Kontinuität ist aber nur ein Mittel, den Inhalt des Ich vorzubereiten und zu sichern. Dieser

Inhalt und nicht das Ich ist die Hauptsache. Dieser ist aber nicht auf das Individuum beschränkt. Bis auf geringfügige, wertlose, persönliche Erinnerungen bleibt er auch nach dem Tode des Individuums in andern erhalten. Die Bewußtseinselemente eines Individuums hängen untereinander stark, mit jenen eines andern Individuums aber schwach und nur gelegentlich merklich zusammen. Daher meint jeder nur von sich zu wissen, indem er sich für eine untrennbare, von andern unabhängige Einheit hält. Bewußtseinsinhalte von allgemeiner Bedeutung durchbrechen aber diese Schranken des Individuums und führen, natürlich wieder an Individuen gebunden, unabhängig von der Person, durch die sie sich entwickelt haben, ein allgemeineres, unpersönliches, überpersönliches Leben fort. Zu diesem beizutragen, gehört zum größten Glück des Künstlers, Forschers, Erfinders, Sozialreformators u. s. w. Das Ich ist unrettbar. Teils diese Einsicht, teils die Furcht vor derselben führen zu den absonderlichsten, pessimistischen und optimistischen, religiösen, asketischen und philosophischen Verkehrtheiten. Der einfachen Wahrheit, welche sich aus der psychologischen Analyse ergibt, wird man

sich auf die Dauer nicht verschließen können. Man wird dann auf das Ich, welches schon während des individuellen Lebens vielfach variiert, ja im Schlaf und bei Versunkenheit in die Anschauung, in einen Gedanken, gerade in den glücklichsten Augenblicken, teilweise oder ganz fehlen kann, nicht mehr den hohen Wert legen. Man wird dann auf individuelle Unsterblichkeit gern verzichten, und nicht auf das Nebensächliche mehr Wert legen als auf die Hauptsache. Man wird hierdurch zu einer freieren und verklärten Lebensauffassung gelangen, welche Mißachtung des fremden Ich und Überschätzung des eigenen ausschließt."

Das Ich ist unrettbar. Die Vernunft hat die alten Götter umgestürzt und unsere Erde entthront. Nun droht sie, auch uns zu vernichten. Da werden wir erkennen, daß das Element unseres Lebens nicht die Wahrheit ist, sondern die Illusion. Für mich gilt, nicht was wahr ist, sondern was ich brauche, und so geht die Sonne dennoch auf, die Erde ist wirklich und Ich bin Ich.

Impressionismus

Gewiß: der Impressionismus ist zunächst nur eine Technik. Statt unmittelbar die Farbe aufzutragen, welche erblickt werden soll, teilt sie der Impressionist und löst die Erscheinung, die er darstellen will, in viele bunte Flecken oder Punkte auf, die in einer gewissen Entfernung erst auf einmal seltsam zusammenschießen und, eben noch wirr, flackernd, unförmlich, sich nun plötzlich zur schönsten Gestalt gefunden haben. Ist man nahe, so weiß man's nicht zu deuten. Tritt man zurück, ordnet es sich von selbst. Dies hat noch den besonderen Reiz, daß man das Bild, indem man sich ihm nähert oder von ihm entfernt, nach Belieben verwischen und wieder hervorzaubern kann. Es verschwindet, es entsteht, wie ich will, unter meinen Augen. Bin ich da, sehe ich es; bin ich dort, ist es weg. Indem es mich so gleichsam mitzutun, an ihm mitzuarbeiten zwingt, wird es ganz eigen

lebendig. Es hängt nicht fertig und starr an der Wand. Es regt sich wunderbar, von meinem Auge berührt . . . Aber schließlich ist es doch nur jene Technik, die dies alles vermag.

Fragt man nun einen Impressionisten, warum er sich wohl dieser Technik bediene, so wird er meistens sagen: weil sie den Farben eine Kraft, ein Feuer, einen Eklat gibt, die durch keine andere zu erreichen sind. Was blau ist, wissen die Menschen in der Tat eigentlich erst seit Manet, da sie ja doch in der Natur nichts sehen, bevor es ihnen nicht vom Künstler gezeigt worden ist. Und das Leuchten des Meeres, des Himmels ist uns erst von Rysselberghe gegeben worden . . . Als der Maler das Atelier verließ, um sich in der wirklichen Welt umzusehen, und nun begann, das Licht zu gewahren, kamen ihm alle Farben, mit welchen er bisher gemalt hatte, matt und elend vor. Um seine neue Empfindung auszudrücken, mußte er andere suchen, von einer viel helleren Flamme und einem viel hastigeren Glanz. So wurde diese Technik gefunden, wird uns der Impressionist sagen. Und wenn er, was kaum seine Sache ist, noch etwas mehr darüber nachgedacht hat, fügt er vielleicht allen-

falls hinzu: dadurch, daß bei dieser Technik das Bild immer in einer gewissen Entfernung plötzlich sozusagen erst entstehe, sei sie noch ganz besonders dem Gefühl der nervösen neuen Künstler gemäß, die nicht so sehr das ruhige Schauen als vielmehr den wunderbaren Moment des Erblickens genießen wollen.

Ist nun aber der Impressionismus wirklich nur eine neue Technik, so kann man eigentlich weder die Wut seiner Feinde noch den Furor seiner Partei, ja kaum auch nur verstehen, wie denn eine bloße Technik Feinde haben, wie sich für sie eine eigene Partei bilden soll. Theodore Duret hat in seinem neuen Buche über Manet geschildert, in welcher Erregung, mit welcher Erbitterung in Paris dreißig Jahre lang und bis nach seinem Tode noch um Manet gerungen worden ist. Bei uns haben sich über einen Impressionisten die ältesten Freunde entzweit, die Universität ist ausgerückt, das Parlament gegen ihn aufgeboten worden. Warum? Um einer Technik willen? Das Publikum, das kaum weiß, was ein Pastell, was eine Gouache ist, das sich doch überall nur an das Resultat, an die Wirkung hält, soll sich plötzlich um ein künstlerisches Mittel schla-

gen? Ich glaube das nicht. Ich verstehe, daß es, an die alten Mittel der Darstellung gewöhnt, durch ein neues befremdet, vielleicht erschreckt wird. Aber dann wird es einfach sagen: Nein, das gefällt mir nicht, ich danke, vielleicht wenn Sie Ihre Erfindung verbessert haben werden und kommen wieder, vielleicht dann! Und ebenso hätte der Freund der neuen Technik gesagt: Sie vermag doch die Farben so zu steigern, wie wir das niemals geahnt haben! Aber man haßt eine Technik nicht und man berauscht sich nicht an ihr. Der Künstler vielleicht, das Publikum nie. Das Publikum merkt gar nicht, wie der Künstler spricht, es fragt nur, was er ihm sagt . . . Und dann, noch etwas: ich glaube auch nicht, daß eine Technik plötzlich zufällig erfunden wird. Ich glaube nicht, daß es ein Zufall ist, wenn der Künstler plötzlich die alten Mittel verschmäht, um nach neuen zu greifen. Ich glaube nicht, daß er dies aus Laune, Überdruß oder Ungeduld tut. Wenn eine neue Technik gefunden wird, so ist es immer, weil die alte nicht mehr genügt. Wenn aber die alte plötzlich nicht mehr genügt, so ist es, weil ihr jetzt auf einmal zugemutet wird, was über ihre Kraft geht. Der Maler, der nach der neuen Technik

greift, tut es nicht, weil er auf eine andere Art malen will, nicht um anders, sondern um anderes zu malen. Was er malen will, die äußere oder innere Welt, die er darstellen will, oder sein Verhältnis zu ihr ist so geworden, daß die alte Technik versagt. Darum sucht, darum findet er eine neue. Er weiß davon freilich oft gar nichts und es ist auch gar nicht nötig, daß er es weiß. Er versteht meistens seinen eigenen Trieb nicht. Ihm mißfällt nur, was er in der alten Technik malt; und was ihn die neue malen läßt, gefällt ihm. Warum, hat er erst gar nicht zu fragen. Er hält sich an sein sicheres Gefühl. Aber der Psychologe fragt es. Der Psychologe fragt, wenn er plötzlich die Maler sich über die alten Farben als zu matt und blaß beklagen und sie nach anderen, heftiger und heißer glühenden verlangen hört: Was ist da geschehen? Wie ist das neue Gefühl, an das sie sich halten, über sie gekommen? Woher?

Denken wir uns, Leonardo hätte zufällig die Technik des Impressionismus entdeckt. Er hat ja viel versucht und gern herumprobiert. Es wäre ihm also zugestoßen wahrzunehmen, daß die Farbe, in Flecken oder Punkten aufgetragen, eine Macht, eine Wahrheit erhält, die ihr sonst fehlt,

und dadurch verführt, hätte er ein solches Bild gemalt, das, in der Nähe ein unerklärliches Gewimmel, auf einige Entfernung erst seine Form annimmt. Das hätte ihn gewiß gereizt. Schon weil es schwer ist. Auch weil es recht ein Vergnügen für seine mathematische Neigung gewesen wäre. Am meisten wohl, weil es der Willkür wenig erlaubt, weil das Gesetz, dem nachzuspüren überall seine Lust war, darin sehr stark ist. Und nun mögen wir uns ihn bei der Arbeit einmal von Messer Bandello besucht denken, der gern, wenn er Zeit hatte, zu ihm kam, auf einen kleinen Plausch und um ihm zuzusehen. Dem hätte er stolz seine Erfindung gezeigt und hätte ihm erklärt, wie es ihm durch sie möglich geworden, manche Erscheinungen, besonders gewisse Reflexe des Lichtes, einzufangen, die so flüchtig sind, daß die meisten Menschen sie gar nicht gewahren, sondern jetzt erst, da er sie gemalt, allmählich auf sie achten würden. Und wir meinen den klugen Bandello fast zu sehen, wie er neugierig zuhört, die Worte des Meisters an seinem Bilde prüft, ein paarmal nickt, aber dann doch, als jener verstummt, leise und fast ein wenig spöttisch lächeln muß, indem er sagt: „Wohl erinnere ich mich, Messer Leonardo,

solcher Erscheinungen, wie Ihr sie nennt, und besonders der ganz eigenen Reflexe, die sich manchmal auf die Körper legen, wie Wolken über den Himmel ziehen; und es ist mir oft ein Spaß gewesen, das zierliche weiße Näschen einer hochgeborenen und wohlgestalten Dame, wenn wir durch den Garten in der Sonne gingen, plötzlich an der Spitze grasgrün gefleckt zu sehen, ganz wie Ihr es hier auf Eurem komischen Bilde gemalt habt. Aber Ihr wißt so gut wie ich, mein werter Freund, daß das Näschen deswegen doch nicht grün ist, sondern weiß bleibt und es nur unsere Sinne sind, die uns täuschen. Wie Fra Girolamo, vor dem uns Gott schützen und unsere gute Stadt bewahren möge, sagen würde: es ist nur ein Blendwerk unserer falschen Sinne. Nun wollt Ihr aber doch durch Eure Bilder die Menschen nicht betrügen, sondern ich denke, Ihr malt sie, wie ich meine Geschichten erzähle, um bekannt zu machen, wie es in der Welt wirklich aussieht und zugeht, nicht, wie man sich, irgend einmal geblendet, zuweilen einbilden mag, daß es sei. Ferner erlaubt mir, Euch zu sagen, daß ich hier, dicht an das Bild herantretend, mich gar nicht auskennen kann und keineswegs weiß, was es denn eigentlich sein soll.

Nun habt Ihr freilich von mir verlangt, mich fünf Schritte weit aufzustellen; dies sei die Bedingung. Aber erlaubt mir, zu bemerken, Messer Leonardo, daß dies nicht die Bedingung der Natur ist. Die Natur entsteht nicht erst, wie Euer Bild, wenn ich mich in ein bestimmtes Verhältnis zu ihr begebe. Sie vergeht nicht, wenn ich es verlasse, die Natur ist immer da, ob ich bin oder nicht. Euer Bild wird erst, wenn ich es ansehe. Da sind mir, verargt mir es nicht, schon Eure anderen lieber, die irgend ein Stück der Welt, wie es ist, für alle Zeit aufbewahren und noch leben werden, wenn es vielleicht gar keinen Menschen mehr gibt, sie anzusehen. Sieht aber dieses kein Mensch mehr an, so ist es nichts mehr, weil es ja, wie Ihr mir gleich selbst gesagt habt, sich eigentlich erst in meinem Auge formt und also immer meine Hilfe braucht, allein aber nicht genügen kann. Damit zu spielen mag Euch ein Vergnügen sein, das ich ganz gut verstehen kann, aber Ihr seid nicht böse, wenn ich sage, daß die Kunst eine ernste und heilige Sache ist; und das wäre doch ein arger Spaß, die Welt so darzustellen, als könnten wir sie nach unserem Belieben erscheinen und verschwinden lassen. Hütet Euch,

Messer Leonardo! Die Leute sagen so schon, daß Ihr insgeheim böse Künste treibt. Und wirklich, seht Euch nur an, was Ihr da gemacht habt! Das ist wie das Chaos, bevor der Herr noch Ordnung in die Welt geblasen und die Dinge festgesetzt hatte. Bei Euch rinnt noch alles durcheinander, ein Körper verfließt in den anderen hinüber, alles verwischt sich, man weiß ja gar nicht, was das Licht auf dem Körper und was der Körper selbst ist, alles vermischt sich! Wie habt Ihr unsere liebe feste Welt zu einem flüssigen Brei gemacht! Ich meine fast, das kommt am Ende von Euren guten hellen Augen her. Die sind hochmütig geworden und vermessen sich, alles allein zu tun: denn Euer Bild zeigt in der Tat die Welt so, wie sie uns erscheinen würde, wenn wir bloß unsere Augen hätten. Aber der liebe Gott hat Euch doch auch Eure Finger gegeben, damit Ihr tasten könnt; und wenn Ihr tastet, dann werdet Ihr die Grenzen der Körper gewahr und erkennt, daß jeder fest und abgeschlossen ist und niemals, wie auf Eurem Bilde, verschwimmt. Nein, guter Leonardo, mit solchen schlimmen Scherzen werdet Ihr Eure Ehre nicht vermehren und tut nur Euren Feinden recht, die schon lange lauern, Euch dem heimlichen Gerichte anzuzeigen!“ . . .

Ich will sagen: die Technik des Impressionismus bringt eine Anschauung der Welt mit oder setzt sie vielleicht sogar voraus, die in den letzten hundert Jahren allmählich erst möglich geworden ist. Menschen, welche glauben, daß wir erfahren können, wie die Welt „wirklich" ist, werden eine Malerei absurd finden müssen, die sich an den unmittelbaren Eindruck, an den Moment, an die Illusion hält. Menschen, denen es nicht geläufig ist, sich vorzustellen, daß was wir sehen oder hören oder fühlen mögen, immer nur Erscheinung ist, hinter welcher vielleicht eine Wahrheit liegt, die wir aber, in unsere Sinne eingeklemmt, niemals erkennen können, daß, was uns davon erscheint, indem es durch unsere Sinne gehen muß, von ihnen verändert wird, und daß also unsere Welt in der Tat, wenn nicht aus uns erschaffen, so doch von uns mitbestimmt wird und darum wirklich, so wie sie uns erscheint, durch uns erst entsteht und mit uns wieder vergeht — Menschen, welchen der Zweifel an der ewigen Wahrheit ihrer Erscheinungen nicht geläufig geworden ist, werden eine Malerei nicht genießen können, deren stärkster Reiz es ist, das Bild unter unseren Augen erst aufflammen und

wieder verrauchen zu lassen. Menschen, welche noch meinen, daß, was wir in Gedanken, um die Welt unserer Erscheinungen zu ordnen, damit wir mit ihr operieren können, abtrennen und abgrenzen, „wirklich" getrennt und begrenzt sei, und welche nicht fühlen, daß alles ewig fließt, eines in das andere verrinnt und in unablässiger Verwandlung nur immer wird, niemals ist, werden eine Malerei verwünschen, die mit einem Behagen, das ihnen teuflisch scheinen muß, alle Grenzen verwischt und alles nur in ein tanzendes Flirren und Flimmern auflöst. Wem es nicht bei sich gewiß geworden ist, daß wir gar kein Recht haben, die Meldungen unserer Sinne in richtige und falsche abzuteilen, daß alles unaufhaltsam fließt, daß es überall nur Bewegung, nur ewige Verwandlung, nirgend eine Grenze gibt, der wird den Impressionismus nicht empfinden können.

Ich meine nun nicht, wie man mir vielleicht nachspotten wird, es sei notwendig, bevor man an das Bild eines Impressionisten tritt, erst einen Kurs bei Heraklit, Kant und Mach durchzumachen. Aber es ist bei mir entschieden, daß der Impressionismus auf uns nicht nur durch seine Technik, sondern noch vielmehr als Ausdruck jener An-

schauungen wirkt; und jetzt kann ich mir auch erst den Zorn der frommen Leute erklären, welchen er ihre behagliche feste sichere Welt nimmt, um sie in den Taumel kreisender Verwandlungen hinauszuschleudern. Ich habe in den letzten Monaten viel Mach gelesen. Seine „Analyse der Empfindungen", die erst fünfzehn Jahre lang unbemerkt gelegen ist, in den letzten zwei Jahren aber plötzlich drei neue Auflagen erfahren hat, ist wohl das Buch, das unser Gefühl der Welt, die Lebensstimmung der neuen Generation auf das größte ausspricht. Alle Trennungen sind hier aufgehoben, das Physikalische und das Psychologische rinnt zusammen, Element und Empfindung sind eins, das Ich löst sich auf und alles ist nur eine ewige Flut, die hier zu stocken scheint, dort eiliger fließt, alles ist nur Bewegung von Farben, Tönen, Wärmen, Drücken, Räumen und Zeiten, die auf der anderen Seite, bei uns herüben, als Stimmungen, Gefühle und Willen erscheinen. Ich bin nicht fähig, der Darstellung überall ins Detail zu folgen, und ich weiß also nicht, ob sie wohl auch, wie die Gelehrten verlangen, durchaus wissenschaftlich bewiesen ist. Ich habe aber seit Jahren nichts gelesen, dem ich sogleich leiden-

schaftlicher zugestimmt hätte, wahrhaft aufatmend und mit dem Gefühl, daß hier endlich offenbar wird, was wir alle längst dunkel bei uns geahnt haben. Und ich habe dabei von Kapitel zu Kapitel im Geiste immer Bilder von Manet, Degas, Renoir vor mir gesehen und was ich im Buche nicht gleich auffassen konnte, ist mir durch die Erinnerung an sie klar geworden. Manet hätte wohl gelacht bei der Zumutung, daß er eine Philosophie gemalt haben soll; und es ist sehr leicht möglich, daß sich Mach, ein österreichischer Professor, durch die Beziehung auf den Impressionismus beleidigt fühlt. Ich zweifle aber nicht, daß man schon nach und nach ihre geistige Einheit herausspüren wird, und es dauert vielleicht gar nicht lange und man nennt die Weltanschauung Machs einfach die „Philosophie des Impressionismus."

Maximen

Das Leben der Menschen bewegt sich zwischen Ekstasen und Depressionen. Die große Frage, die jeder zu lösen hat, jeder Einzelne und jede Nation, ist nun, was wichtiger: die höchsten Ekstasen zu erreichen (sei es auch um den Preis furchtbarer Depressionen) oder die Depressionen zu vermeiden (sei es selbst durch Verzicht auf Ekstasen). Jenes war griechisch: die émotion forte, violente so zu begehren, daß man es nicht scheute, von ihr zerrissen zu werden, wie Aktäon von den Hunden. Dagegen hat das achtzehnte Jahrhundert mit bürgerlicher Klugheit zwischen den beiden in der Mitte durchzukommen versucht, nahe genug an der Ekstase, um warm zu haben, ohne sich zu verbrennen, und vor Depressionen sicher. Aber nachher ist Dionysos wieder entdeckt worden. Und alles, was wir heute denken, fordern oder tun, drängt nun wieder zur Entscheidung hin: sollen

wir wirklich, um uns vor Depressionen zu bewahren, den Ekstasen entsagen, oder ist eine einzige Ekstase mit allen Depressionen nicht zu teuer bezahlt?

Was ist Ekstase?

Wir erleben Stunden, in welchen wir uns so frei, so stark, so froh fühlen dürfen, daß uns alle Natur zu gehorchen scheint. Unsere Sinne sind schärfer, unser Wille fester, unser Geist rascher, alles ist um uns versammelt und bereit, nun glauben wir erst zu empfinden, was es mit uns und mit der Welt auf sich hat, die Sonne scheint uns zum ersten Male, die Erde glüht, der Wind riecht, wunderbare Stimmen beleben sich rings, und was wir je gesehen, gehört, gedacht, gefühlt, gehofft, tritt nun zu einer leuchtenden großen Schrift zusammen und wir lesen plötzlich und verstehen, was der Sinn der Welten ist. Mancher hat ihn im Brausen des Sturmes auf weitem Meere vernommen; andere hören ihn, wenn in der Ferne abends eine leise Glocke klingt; wer liebt, hat ihn erfahren.

Aber zu anderen Zeiten ist plötzlich alles Licht in uns ausgelöscht. Wir möchten uns erinnern und können nicht. Alle Farben sind nun

matt und abgeblaßt, alle Töne stumpf und in uns ist es leer geworden. Jene höchste Seligkeit löst die tiefste Ermattung ab.

Griechisch war es, den Menschen bis zu einem wahren Wahnsinn des Empfindens und Erkennens hinaufzureizen — mochte er dann erschöpft vergehen — er hatte doch den Blitz genossen.

Hölderlin

Heute lehrt man uns: wir sollen uns in der sicheren Region des Verstandes halten, wohin der Blitz nicht dringt, da kann uns nichts geschehen.

Ich aber meine, die Griechen hatten recht.

Das heißt, für den einzelnen: es gilt nicht, dir ein reines ruhiges reiches Leben zu erwerben, sondern einen einzigen großen Moment, der alle Fülle, alle Hitze, alle Gewalt des Lebens enthält.

Und es heißt, für die Nation: es gilt nicht, die Kraft und das Vermögen an viele, an alle gerecht zu verteilen, sondern so zusammenzudrängen, daß sie sich endlich in einem einzigen großen Manne entladen muß.

Die Gesetze der Griechen sind, nach unseren Begriffen, tief unsittlich: denn sie kennen kein angeborenes Recht, sondern ihr Sinn ist immer, den einzelnen und die ganze Nation so von allen Seiten zu bedrohen, daß sie, rasend geworden,

eine ungeheure Tat verüben. Dann mag alles zusammenbrechen. Die Tat bleibt.

Wir aber, aus lauter Angst, es könnte irgend ein Recht beschädigt werden, sind zu feige, noch irgend eine Tat zu wagen.

Die Griechen richteten eine Welt ein, in der sich überhaupt nur das Genie behaupten konnte, der Held oder der Künstler.

Wir haben unsere Welt so mit Sicherheiten für den guten Bürger, für den kleinen Menschen umgeben, daß für das Genie überhaupt kein Platz mehr sein kann. Es muß ein cynischer Rebell werden. Oder es ist so klug, sich zu verleugnen und zu verstellen; aber wann hätte es ein kluges Genie gegeben?

Ich meine, die Griechen hatten recht.

Dem griechischen Jüngling, der die Sänger hörte, die Statuen sah, die Helden kannte, rief alles zu: Bereite dich auf einen großen Moment vor, erwarte ihn, rufe ihn mit lechzender Seele herbei, aber dann sei gefaßt, dich ganz hinzugeben, halte deinen Atem an, daß du ihn nicht versäumt, und wisse, daß die Erde nichts hat, was sich mit seiner Seligkeit vergleichen kann; wenn dich die Götter lieben, wirst du für ihn sterben;

lebst du aber noch fort, so glänzt er still über dir nach, nur hoffe nichts mehr — du hast getan, du bist vorbei.

Unseren Jüngling warnen die Klugen: Lerne entsagen, bescheide dich, verzichte; laß dich von den Leidenschaften nicht betören; an der Sonne verbrennst du dir die Flügel; wer wagt, den reißen die Dämonen fort; teile deine Begierden, deine Kräfte hübsch ein, damit sie für ein langes Leben reichen; es kommt nicht darauf an, einmal sehr selig zu sein, sondern nur, niemals ganz unglücklich.

Ich meine, die Griechen hatten recht.

Kolonien

Es wird heute oft gesagt: der Kunst fehle es nur noch an einem „Stil", um wieder zur Macht der großen Zeiten zu gelangen; und viele wünschen heftig, es müsse uns gelingen, die einzelnen Künste zu allgemeinen Festen zu verbinden. Beide Forderungen, die nach Stil und die nach Festen, drücken dasselbe Bedürfnis aus: sie wollen eine Kultur. Ich vermisse aber eine kritische Erwägung der Mittel, die notwendig sind, eine Kultur zu begründen. Bevor diese Frage nicht entschieden ist, werden wir uns immer nur im Kreise einer vagen Sehnsucht drehen. Sage jeder, welche Mittel er meint, und nenne seine Gründe, anders kommen wir nicht weiter.

Eine Gruppe von Menschen, eine Stadt, ein Volk hat Kultur, wenn darin über die Hauptfragen des Lebens eine solche unbedingte Gewißheit herrscht, das der einzelne niemals an ihnen zweifelt, auch gar nicht erst seinen Verstand um

sie zu bemühen braucht, sondern sich ganz sicheren Gefühlen anvertrauen kann. Hauptfragen des Lebens sind solche, welche sich jeder Mensch, im Handeln oder Leiden, vorlegen und irgendwie beantworten muß, um überhaupt durchkommen zu können; als: was Schuld und Verdienst ist, wie es sich mit dem Schicksal und den unbekannten Mächten verhält, in welchen Dingen er sich frei, in welchen gebunden zu fühlen hat. Darüber braucht er sich keineswegs klar zu sein, aber er muß sicher sein. Es kommt gar nicht darauf an, daß die Lösungen, die eine Zeit den menschlichen Rätseln gibt, bewiesen seien, sondern sie müssen nur so stark sein, daß sie, ins Gemüt eingedrungen, eine verläßliche und rasche Entschiedenheit und Entschlossenheit gewähren. Wenn zu irgend einer Zeit in irgend einem Volke jeder bei allem, was ihm begegnet, was von ihm gefordert wird, was an ihn, Lust oder Leid, Recht oder Pflicht, herantritt, sogleich gewiß ist, wie er sich zu benehmen hat, und zugleich mit einer unzweifelhaften Empfindung auf alles reagiert, dann hat diese Zeit und hat dieses Volk Kultur. Und unser ganzes Elend ist, daß es uns daran fehlt.

Wann wird ein Volk eine solche gemeinsame

Entschiedenheit haben? Fragen wir uns zuerst, wann sie ein einzelner haben wird. Niemals, wenn er von Fall zu Fall lebt und sich bei jedem neuen Ereignisse erst an sein Gewissen, an seine Vernunft um Rat wenden muß, sondern nur dann, wenn er vorher bei sich alle Zweifel erledigt und sich eine allgemeine Erfahrung erworben hat, die er nun nur noch aufs besondere anzuwenden braucht. Einzelne, sehr weise, von Jugend auf immer ums Rechte besorgte, mit vielen Erlebnissen beschenkte, irrend lernende, strebend erlöste Menschen lassen sich wohl denken, welchen es beschieden sei, am Ende zu einer ganz reinen Idee ihres Lebens aufzusteigen, von welcher dann für jede Frage, jeden Fall die klarsten Empfindungen abtropfen. Können wir uns aber vorstellen, daß in einem Volke oder auch nur in einer Familie jeder sich eine so hohe und so mächtige Idee selbst erwirbt? Scheint uns dies jedoch bei der geistigen Schwäche der meisten Menschen und ihrer Verworrenheit in den gemeinen Sorgen der Verteidigung und Erhaltung unmöglich, so müssen wir uns umsehen, wie diese dann etwa sonst der bestimmenden Macht allgemeiner Ideen teilhaft werden könnten.

Solange die Menschen in Stämmen leben, ist es die Gewohnheit, ist es das Beispiel, was dies besorgt. Der Patriarch, der Vater hat sich irgendwie die Lösungen errungen, die er braucht, um sich und die Seinen im Dasein zu behaupten. Unter ihnen aufwachsend nehmen die Kinder, nehmen die Nachbarn sie unwillkürlich an. Wenn dann der Verband zu weit wird, so daß die Macht des persönlichen Beispiels nicht mehr genügen kann, wird der Priester, wird später der Künstler erfunden, beide von Anfang an „Beamte" der Kultur, welche, jener durch Furcht, dieser durch Begeisterung, die Lösungen der Weisen in Empfindungen der Menge verwandeln sollen. Die ganze griechische Kunst ist eigentlich nur ein Apparat, die Ergebnisse der Erfahrungen, welche hohe Männer aus dem ihnen zugeteilten Schicksal gezogen haben, sogleich dem ganzen Volke, wie wir heute sagen würden: zu suggerieren. Und blicken wir dann auch noch die letzten Kulturen in der Geschichte an, die der Renaissance und die des achtzehnten Jahrhunderts, so ist es die Gewalt, auf der wir hier die Bildung des Volkes beruhen sehen; dort die Gewalt irgend eines Blutmenschen, der seine Lösungen des Lebens mit

dem Schwerte einer bebenden Menge aufzwingt, hier die des aufgeklärten Despoten, der Religion und Kunst durch die Polizei ablöst.

Vergleichen wir nun unseren Zustand, so finden wir, daß es uns jetzt durchaus an einem Mittel fehlt, irgend welche Lösungen zur allgemeinen Geltung zu bringen. Patriarchen haben wir nicht mehr, die Familie ist gelockert, und weder vom Priester noch von der Polizei können wir uns in geistigen Fragen etwas anbefehlen lassen, da das Gefühl für innere Freiheit zu trotzig geworden ist. So bliebe nur der Künstler, dem sich ja auch viele Hoffnungen zuneigen, der aber doch schon, um beginnen zu können, einen Vorrat von solchen allgemein angenommenen Lösungen selbst voraussetzt und ihnen nur eine gültige Fassung geben, nicht sie erst schaffen kann. Darum irren wir zerstreut, jeder einzelne muß bei sich von neuem anfangen, und die Geschichte der Wissenschaften und Künste seit hundert Jahren zeigt uns nur, wie immer wieder neue Lösungen entworfen werden, ohne daß man je Sorge getragen hätte, irgend eine allgemein durchzubringen. Jeder hat in seiner Jugend wohl empfunden, wie schrecklich es ist, von so vielen Antworten auf seine Fragen umringt

und förmlich bedroht zu sein, und jeder hat seine beste Zeit damit versäumt, sich für eine zu entscheiden, die dann doch auch wieder nur eine persönliche, zu seiner Beruhigung, um sich eine Tätigkeit zu ermöglichen, aber nicht allgemein gültig ist. Eine solche ist ja überhaupt nur durch den Ausgleich vieler einzelnen möglich. Und eben die ausgleichende Macht haben wir nicht.

Dafür sehen wir aber in eben diesen letzten hundert Jahren die Familie eine neue Form annehmen, aus der sich vielleicht eine solche Macht allmählich ergeben mag. Wir sehen Familien entstehen, die nicht mehr wie die primitiven auf dem Blute, sondern auf dem Geiste, auf Wahlverwandtschaft beruhen. Die höchste dieser Familien, die sich je gezeigt hat, ist der Kreis um Goethe gewesen. Hier wurde zum erstenmal versucht, auf freie Weise Menschen bloß sittlich zu verbinden. Wir gewahren zur selben Zeit ähnliche Gruppen in Wien, später in Berlin, dann noch einmal unter Liszt in Weimar; und an kleinen Höfen ist auch sonst gestrebt worden, jenes Beispiel nicht völlig versinken zu lassen; ganz zuletzt hat Lichtwark in Hamburg, hat die Wiener Sezession es auf andere Art aufgenommen. Diese Gruppen fangen

immer als bloße Aggregate an, zufällige Vereine von Menschen, welchen irgend ein Ziel gemein ist. Aus dieser gemeinsamen Richtung entsteht durch Beziehung und Verkehr bald eine Sympathie. Durch sie bekommt das Aggregat erst eine Form, nun tritt einer vor, die anderen schließen sich an, teilen sich ein, man gliedert sich, es wird organisch — unwillkürlich hat sich die bloße Gruppe auf einmal so zu einer Art von Polis entwickelt, mit einer Autorität, mit ungeschriebenen aber festen Gesetzen, mit einem gemeinsamen Willen, der mehr als die Summe der einzelnen Energien ist; und unwillkürlich nimmt jeder einzelne nun vom Ganzen das Maß und die Bestimmung für seine sämtlichen Verhältnisse an. Das Wunderbare solcher Gruppen ist es nun, daß sie oft, zuerst bloß zu irgend einem Zweck verbunden, allmählich in sich einen dirigierenden Geist erzeugen, eine aus den einzelnen zusammengezogene, aber dann wieder in die einzelnen zurückwirkende Seele, ein Pathos oder wie man es immer nennen mag, das nun auch die anderen menschlichen Beziehungen der Mitglieder so sicher bestimmt wie nur der Wille eines Vaters oder eine Satzung des Priesters. Die Leute haben sich eigentlich nur vereinigt, sagen

wir zum Beispiel, um irgend einer Technik der Malerei willen. Durch das Zusammensein kommen sie sich menschlich näher. Daraus entwickelt sich für den einen Autorität, für andere Gehorsam, wieder für andere Begeisterung — es entwickeln sich alle Menschlichkeiten. Aber da sie sich niemals vereinzelt, sondern nur in steter Berührung mit den Freunden entwickeln können, gehören sie keinem einzelnen an, sondern was immer der einzelne als sein Gefühl äußert, haben auch die anderen schon bei sich empfunden. Und so gewahren sie bald erstaunt, daß unter ihnen, über sie auf einmal ein Gesetz herrscht: indem sie sich bloß für eine neue Technik der Malerei zu vereinigen gedachten, ist unvermerkt eine gemeinsame Entschiedenheit über alle Fragen entstanden und, ohne sich erst verabreden zu müssen, denken alle ganz gleich über das Erlaubte und Verbotene, über Rechte und Pflichten, ja über den ganzen Sinn menschlichen Tuns und menschlichen Leidens.

Nun dürfen wir aber nicht vergessen, daß, eben während in solchen Gruppen unwillkürlich ein solches Pathos entstand, zur selben Zeit die Anstalten, die der Mensch nur geschaffen hat, um

das zum sittlichen Leben notwendige Pathos zu gewinnen, diese Funktion allmählich gänzlich eingestellt haben. Der Sinn jeder Kirche ist, eine Anzahl von Menschen über ihre Probleme gemeinsam zu beruhigen. Der Sinn des Staates ist derselbe. Von der Kirche und vom Staate verlangen wir Gewißheit, was wir sollen und was wir dürfen. Weder eine Kirche noch ein Staat geben uns diese mehr. Mancher Katholik wird viel eher mit einem Protestanten, mancher Deutsche viel eher mit einem Franzosen sich über die sittlichen Fragen verständigen, als mit dem Nächsten seiner Konfession oder Nation. Die sittliche Gliederung Europas ist nicht mehr nach Kirchen oder Völkern, sondern es haben sich zwischen und über diesen neue sittliche Verbände gebildet, die nur noch unsichtbar sind. Sie sichtbar zu machen und für die neue innere Gliederung der Geister nun auch eine äußere Form zu finden, das wird vielleicht der ganze Inhalt dieses Jahrhunderts sein.

Wir stecken alle in äußeren Verbänden, mit welchen wir uns innerlich nicht mehr verbunden fühlen. Wir haben alle innere Beziehungen, zu welchen wir uns äußerlich noch nicht bekennen

dürfen. Zu irgend einem Herrn, der unserer Seele ganz fremd ist, sagen wir du und nennen ihn Bruder. Aber vom Bruder unserer Seele sind wir getrennt und dürfen ihn nicht berühren. Wir leben in äußeren Lügen und müssen unsere inneren Wahrheiten verschweigen. In einer ähnlichen Lage ist es bei den Griechen geschehen, daß die Weisen und die Künstler, die „guten Männer", einfach die Polis, die Organisation ihres Volkes, verlassen haben und verstummt sind: „Die Wackeren", heißt es bei Euripides im Ion, „welche durch Weisheit etwas vermöchten, schweigen nun". Dadurch ist Athen untergegangen. In den kleinen Staaten der italienischen Renaissance sehen wir vor ihrem Ende dasselbe. Ritrarsi dallo stato e ritornare a se medesimo, alienarsi intutto dalla republica wird bei den „Intellektuellen" Mode — die Staaten zerfallen. Wir sind aber heute doch weiter als jene griechischen und italienischen Denker, weil wir zur Leidenschaft, uns von alten unbrauchbaren Verbänden zu befreien, schon die stärkere spüren, dafür neue aus uns selbst zu schaffen, und es können, weil diese im geheimen schon überall da sind und nur noch eine Form brauchen, um zu erscheinen.

In dieser zusammengedrängten Betrachtung habe ich die Motive angegeben, welche mir die „Kolonien", von denen wir jetzt überall hören, („Künstlerkolonien", „neue Gemeinschaften", „ethische Verbindungen") zu bestimmen scheinen. Sie sind Zeichen, daß die großen äußeren Organisationen, von welchen sich der europäische Mensch umgeben sieht, ihm nicht mehr genügen. Sie sind Versuche, an ihre Stelle eine Gliederung der Menschheit nach innerer Sittlichkeit zu setzen. Dabei knüpfen sie ja an unsere Tradition an. Sie setzen jene kleinen Gruppen und Kreise fort, welche die Anfänge einer deutschen Kultur gehütet haben, und wollen nur, was sich in diesen unwillkürlich ergeben hat, nun bewußt und mit Absicht versuchen.

Ekstase

Professor Achelis versucht in einem leserlichen Buche die Ekstase darzustellen, der er für unser gesamtes geistiges Leben eine ungemeine Bedeutung gibt. Er leitet sie von der Neigung des Menschen her, „sich durch irgend welche Mittel über das alltägliche Niveau emporzuheben", und zeigt durch viele Beispiele, wie zu allen Zeiten eine „künstliche Steigerung der menschlichen Kräfte" gesucht worden ist. Bald sich zu erregen, bald zu beschwichtigen, sind schon wilde Völker in seltsame Künste der Verwandlung eingedrungen, und alle Religionen trauen dem Menschen zu, er könne, sei es durch starre Betrachtung oder Schlaf, durch Fasten und Not, durch Betäubung mit Dämpfen oder Giften, sei es durch Bewegung, heftige Musik und Furcht, über sich hinaus zu Kenntnissen, Empfindungen und Mächten gelangen, die ihm für gewöhnlich versagt sind. Nenne man es Magie oder Erleuch-

tung oder Trance und schreibe es bösen oder guten Geistern oder irgend einer magnetischen oder hypnotischen Kraft zu, die wir nur noch nicht erkannt haben, sicher ist, daß wir uns durch geistige und durch körperliche Mittel wunderbar verändern können; sicher ist, daß wir nach solchen Veränderungen, Erhebungen, Verzückungen eine tiefe Sehnsucht haben; und sicher ist, daß uns daneben unser gemeines verständliches Leben schal und undeutlich, ja wie ein bloßer Traum und völlig imaginär vorkommt.

Ich finde nur, daß wir heute zu leicht von Ekstasen reden. Unser Zustand ist ja niemals fest und unbeweglich, sondern wir sind jetzt „disponiert", „gelaunt", und morgen „deprimiert", „verstimmt". Schopenhauer spricht von „hellen, guten Stunden" und von „trüben, dumpfen, stumpfen". Was uns jetzt leicht ist, wird uns morgen schwer; oft „finden wir uns untüchtig", wie es Goethe nennt, wir sind „nicht recht beisammen", wie man sagt, wir müssen uns erst „zusammennehmen", um in unserem „vollen Besitz" zu sein. Aber an anderen Tagen fühlen wir uns wie „verjüngt und erneut", so frei, so stark, so froh, daß uns alle Natur zu gehorchen scheint; unsere Sinne sind

schärfer, unser Wille fester, unser Geist behender, alles ist um uns versammelt und bereit, Mühe lockt und Gefahr reizt uns, uns kann nichts geschehen, und nun glauben wir erst zu wissen, was es mit uns und mit der Welt auf sich hat, die Sonne scheint uns wie zum ersten Male, die Erde glüht, der Wind riecht, es tönt um uns, und was wir jemals erblickt, vernommen, empfunden, geahnt und gewünscht, fügt sich zu einer leuchtenden großen Schrift ein, und wir können lesen und meinen zu verstehen, was unser und der Sinn der Welt ist. Aber die Schrift erlischt, wir sinken, und, eben noch so hell und gewiß, finden wir uns auf einmal wieder ins finstere und unsichere Element des gemeinen Daseins, das wie ein schwerer Schlaf ist, verwirrt, betäubt zurückgestoßen. Doch wissen wir, daß wir hier und dort, in der Ermattung und in der Erhebung, in der trüben und in der frohen Stunde, in der schlechten und der guten Stimmung dennoch immer dieselben sind. Wir haben uns dort besser gefühlt, aber doch als dieselben, die wir immer sind, nur erfrischt, gesteigert und wie beschwingt. Hier und dort ist es immer dasselbe Wesen, nur wieder in einem anderen Zustande. Es fällt uns gar nicht ein zu zweifeln,

ob wir es denn selbst gewesen sind, der jene Erhebung oder Erleuchtung erlebt hat. Dies aber, solcher Zweifel an sich selbst, ist das Zeichen der Ekstase. Hier wähnt der Mensch, sich abzuwerfen, um ein anderer zu sein, und das eben ist ihr hohes Glück, daß er nichts mehr von sich weiß, sondern, wie die Heiligen sagen, sich „als eine neue Kreatur" fühlt, den Gesetzen der sinnlichen Welt entführt und in eine reinere Region entrückt. In der guten Stimmung, Erhebung, Begeisterung oder wie man es nennen will, fühlt man seine Sinne schärfer, lebendiger und stärker; in der Ekstase fühlt man sie gar nicht mehr und braucht sie nicht mehr, weil, was sonst durch sie von außen gemeldet wurde, jetzt ohne sie durch eine innere Kraft allein erschaffen wird: es entsteht das innere Gesicht, der innere Geruch, das innere Gehör — niemand weiß zu sagen, wie sie entstehen, aber es ist ihnen wesentlich, daß sie nicht als Nachricht unserer Sinne, sondern wie ein unsinnliches Ereignis, nicht als eine Wirkung unserer Person, sondern wie ein Geschenk empfunden werden, weshalb auch unsere sinnliche Sprache sie nicht mehr schildern kann.

Wie es schon an die Korinther heißt: „Er ward

entzückt in das Paradies und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann".

Wie Dante erzählt:

„Nel ciel,
Fu'io, e vidi cose, che ridire
Nè sa, nè può qual di lassù discende;
Perchè, appressando sè al suo disire,
Nostro intelletto si profonda tanto,
Che la memoria retro non può ire."

(„Im Himmel war ich und sah, wovon Bericht zu geben nicht weiß und nicht vermag, wer dorther kehrt. Denn, nahend sich dem Ziel von seinem Streben, dringt ein so tief der menschliche Verstand, daß die Erinnerung nicht zurück kann schweben.") Und wie die heilige Angela von Foligno den guten Bruder Arnoldus, der ihre Visionen nach ihren Worten aufschrieb, oft erbittert schalt: „Was haben Sie denn da geschrieben? Ich erkenne es nicht wieder. Diese Worte können mich höchstens von ferne an jene erinnern, die ich gehört habe. Alles was in meinen Worten niedrig und unbedeutend ist, das haben Sie aufgeschrieben, aber von dem kostbaren Gehalt (substance précieuse; ich citiere nach der Übersetzung Hellos) haben Sie kein Wort gesagt!" Was der gute Bruder, der deshalb auch immer nur

„mit einem großen Zittern" schreibt, freilich begreift, wenn er an ihre Veränderung in der Verzückung denkt: „denn dann", sagt er, „wenn sie mit dem Herrn sprach, gab ihr die Lust ein anderes Gesicht und einen anderen Leib, die Freude des heiligen Geistes setzte ihr Fleisch in Brand, ich habe ihre Augen glühen gesehen wie die Lampe des Altars, ich habe ihr Gesicht einer purpurnen Rose gleichen gesehen."

Also: die Ekstase ist nicht etwa bloß, wie man heute oft zu meinen scheint, ein höherer Grad der guten Laune, der Erhebung, der schöpferischen Stimmung, heller und wärmer als diese, aber ihr im Wesen gleich. Nein, sie hat nichts mit ihr gemein, sie ist wesentlich anders. Zu ihr gehört ein Gefühl, das die gute Stimmung nicht kennt, das schmerzlich selige Gefühl: nicht mehr derselbe zu sein, sich zu verlassen, aus sich „auszutreten" (daher „Ek-stasis"), nicht mehr „bei sich" zu sein und ein anderer zu werden. (Ein Gefühl, nebenbei, das jedem Epileptiker vertraut ist; für die Alten hat es einen ganz merkwürdigen Zauber gehabt, man vergleiche im Herakles des Euripides den Vers 931 und ebenso 1090 ff., oder auch Rhodes Psyche II Seite 18 u. s. w.) Aber dazu

kommt, daß dieser andere, dieser neue, dieser unbekannte Mensch, in den wir uns verwandelt fühlen, in den wir, aus uns fort, eingetreten sind, nun nicht etwa wie eine Betörung, sondern als ein höherer, ja der „eigentliche", der „wahre" empfunden wird, der nur in unserer früheren Person wie in einem dumpfen Kerker „eingesperrt" gewesen und jetzt erst frei geworden sei. Ja, in der höchsten Ekstase wächst diese göttliche Person, in welche wir uns verwandelt fühlen, so furchtbar ins Ungeheure an, daß sie bald kein einzelner mehr, sondern das ganze Wesen ist, alles was lebt, grenzenlos bewußt. Zuerst: der Schwärmer vergißt sich, verliert sich, verläßt sich; er weiß nichts mehr von sich, er spürt sich nicht mehr. Dann: er wird verwandelt, er spürt einen anderen in sich entstehen, er ist ein neuer Mensch geworden, die Transfiguration (hier wurzelt die Schauspielkunst, im dionysischen Kult wurden nicht Menschen „dargestellt", sondern der Schauspieler fühlte sich als ein anderer Mensch und drückte diesen aus: er ahmte keinen nach, den er gesehen hatte, sondern er wollte nur zeigen, wer aus ihm geworden war). Drittens: dieser neue ist ein höherer, ist wahrer als der frühere war, ist der eigent-

liche und in ihm erscheint der Gott; die Griechen sprachen von einer „Epiphanie" des Dionys im Schwärmer, der Gott steigt in den Schwärmer herab und wird sein Fleisch. Endlich: der Gott dehnt sich über diese Erscheinung aus, sie zerrinnt, die Grenzen schwinden, der einzelne kehrt ins Ganze ein, der Schein ertrinkt im ewigen Wesen. Dies ist das „Zusammenfallen mit Gott", wie Plotinos es nennt, dies ist die „drastische Homose" des Jamblichus, dies ist die unio mystica, die die Heiligen begehren.

Der Orient, die Griechen, die katholische Kirche, der Satanismus, die Berichte von wilden Völkern — alles bestätigt uns, daß es solche Zustände gibt und Menschen, die alles für sie wagen. Wie absurd der Verstand sie finden mag, die Erfahrung kann ihnen Zug um Zug folgen. Den Verlust der eigenen Person kennen wir aus dem Traum, deutlicher noch aus der Hypnose. Über die Entstehung einer anderen, neuen, einer zweiten Person, die von der ersten nichts weiß, hat Th. Ribot ein ganzes Buch geschrieben (Les maladies de la personnalité. Paris, Félix Alcan), mit den seltsamsten Fällen, unheimlich wie ein wüster Wahn von Edgar Poe. Da kommen Menschen vor, die

eines Tages einschlafen, und wenn sie erwachen, ist alles vergessen, was sie bisher erlebt, sie wissen von nichts mehr und ihr Wesen ist weg; zänkische sind geduldig, liederliche genau geworden, ein durchaus neuer Mensch ist da, er lebt, er lernt, er leidet, bis er eines Tages wieder einschläft und plötzlich jener, der verschwunden war, wieder erwacht und der andere, der zweite und mit ihm alle Erinnerung vieler Jahre erlischt. Und wer endlich an jener Empfindung der unio mystica zweifelt, der lese Goethes

In tausend Formen magst du dich verstecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich;
Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken,
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich dich.

Was ich mit äusserm Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich;
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

Oder man lese Maupassant, der ja zuletzt wirklich im Ganzen ertrunken ist, in der Natur oder in Gott, wie man's immer nennen mag, vielleicht tiefbeglückt und selig, nach jenem dunklen Spruch des Dschelaleddin Rumi: „Wer die Kraft des Reigens kennt, wohnt in Gott; denn er weiß, wie Liebe töte. Allah hu!"

Der böse Goethe

Eine kluge Berlinerin hat mir einmal gesagt: „Ich mag Goethe nicht, er erinnert mich zu sehr an Paul Lindau. Ich mag solche gelassen heitere, ewig gleiche Menschen nicht, denen es nie schlecht geht!" Man wird das paradox finden. Aber ich kann es schon begreifen. Der Goethe, den wir in der Schule lernen, der olympische, ungetrübt strahlende, niemals verzagende, ruhig erhabene, dieser unmenschliche Goethe muß wirklich jeder tieferen und sehnsüchtigen Natur verdächtig sein. Er ist aber nur eine Fabel der Germanisten. Diese haben sich einen Goethe erfunden, der ungefähr den Werken seiner Reife entspricht. Sie sind nämlich schlechte Psychologen und meinen, in seinen Werken drücke der Dichter das Wesen und die Stimmung aus, die er im Leben hat. Dies ist es aber nicht, sondern da drückt er aus, was ihm im Leben fehlt. Er ist in seinen Werken, was er im

Leben gern wäre. Er überwindet sich in ihnen und wird, wonach er sich sehnt. Und wie wir die Würde und das Maß der alten Statuen erst begreifen, wenn uns die Not, die Wut, die Hysterie der Griechen aufgegangen ist, so kann nur, wer zuvor den bösen Goethe gesehen hat, erst die Schönheit des heiter gütigen erkennen.

„Man sah ihm an, daß er in sich selber ruht und über Lob und Tadel erhaben ist," hat Eckermann von ihm gesagt und Schiller schrieb: „Während wir anderen mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baum schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen." Auch Grillparzer schildert ihn ähnlich: „Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater." Doch findet dieser schon, er habe „etwas unendlich Rührendes" gehabt. Er mochte durchfühlen, was es ihn gekostet haben muß, zum „König" zu werden, und wie schwer diese Leichtigkeit, diese Ruhe, diese Sicherheit erzwungen worden waren.

Bevor er es sich abgerungen hatte, so zu scheinen, wie er gern gewesen wäre, finden wir ihn ganz anders geschildert. 1779 schreibt Frau

Schlosser an Jacobi: „Goethe kann gut und brav, auch groß sein, nur in Liebe ist er nicht rein und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viel Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen. Goethe ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden." Um dieselbe Zeit heißt es in einem Briefe Wielands über ihn: „Zum Glück mußte sich's treffen, daß der fast immer wütige Mensch diesen Tag gerade in seiner besten rezeptivsten Laune und so amusable war wie ein Mädchen von Sechzehn . . . Ein paar Tage darauf gestund er selbst, daß er in drei Jahren vielleicht nicht wieder in diesen Grad von Rezeptivität und Offenheit jedes Sinnes für ein opus hujus furfuris et farinae kommen würde." November 1779 kommt Lavater mit dem Herzog und Goethe zu Bodmer, und dieser erzählt: „Als wir standen, stellte Lavater Goethe vor mich und sagte, ich sollte die Augenbrauen, die Stirn, den Mund (alles in seinen Kunstwörtern) begucken, ob ich darin nicht einen bösen Menschen erblicke." Frau Herder schreibt an ihren Mann 1788: „Goethe besucht mich meistens alle andern Tag. Er war gestern nachmittag da. Er ist beinahe wie ein

Chamäleon: bald bin ich ihm gut, bald nur halb." 1806 schildert ihn Stephan Schütze in der Gesellschaft bei Johanna Schopenhauer: „Es konnte einem ganz ängstlich zumute werden, wenn er verstimmt in die Gesellschaft trat und aus einem Winkel in den andern ging . . . Das Merkwürdigste war, ihn fast jedesmal in einer anderen Stimmung zu sehen, so daß, wer ihn mit einem Mal zu fassen glaubte, sich das nächste Mal gewiß gestehen mußte, daß er ihm wieder entschlüpft sei. Man hatte bald einen sanft ruhigen, bald einen verdrießlich abschreckenden (auch Kummer drückte sich gewöhnlich bei ihm durch Verdrießlichkeit aus), bald einen sich absondernden, schweigsamen, bald einen beredten, ja redseligen, bald einen episch-ruhigen, bald — wiewohl seltener — einen feurig-aufgeregten, begeisterten, bald einen ironisch-scherzenden, schalkhaft neckenden, bald einen zornig scheltenden, bald sogar einen übermütigen Goethe vor sich." Und als er einmal, erzählt Schütze weiter, Calderons standhaften Prinzen vorlas, sei er, „bei der Szene, wo der Prinz als Geist mit der Fackel in der Nacht dem kommenden Heere voranleuchtet, so von der Schönheit der Dichtung hingerissen worden, daß

er mit Heftigkeit das Buch auf den Tisch warf, daß es auf die Erde fiel." Ebenso habe er sich aber auch kindisch freuen können, wenn es in den Weimarischen Volksstücken recht „verrucht" zuging, was „in seinem Munde für ein Lob zu achten war."

Er ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden, der immer wütige Mensch, beinahe wie ein Chamäleon, bald verdrießlich abschreckend, bald verrucht vergnügt, alles mit Heftigkeit, alles extrem und täglich ein anderes, wie er es einmal an die Stein nennt, „inneres Wetter" — dies ist nun freilich der Goethe nicht, den uns der gute Eckermann vorgemacht hat. Dienstag den 10. Juni 1823 war Eckermann zum ersten Mal bei Goethe, dem es in jenen Jahren zur Maxime geworden war, daß der „durch seine Leidenschaften und Schicksale verdüsterte Mensch der Klarheit und der Aufheiterung bedarf." So zog er den gelehrigen jungen Mann an sich, um ihm den Anblick einer vollendeten Bildung zu gewähren und durch ihn „die Seligkeit der eigenen Kultur auf die Nachkommen auszugießen." Er zeigte sich ihm so, wie er unter den Deutschen fortzuleben und fortzuwirken gesonnen war, um diesem leiden-

schaftlichen und trüben Volke zu einer helleren und friedlichen Kultur zu helfen. „In seinen Empfindungen heiter und jung wie der beginnende Lenz, in seinen Worten alt an Weisheit", so der aufblickenden Nation dargeboten, mochte er hoffen, ihr die Tugenden der schönen Sitte aufzuzwingen. Deshalb hat er sich vor Eckermann immer, wie wir heute sagen würden: „stilisiert", nämlich wie er glaubte, daß ihn die Deutschen brauchten. Man merkt aber doch oft bald seinen Zorn, bald seine Wehmut durch, und wie gelassen und überlegen er sich gewaltsam halten mag, immer, immer „sitzt ihm ein stiller, trauriger Zug über der Seele". (Auch dieser Ausdruck ist aus einem Briefe an die Stein.) Immer wieder die Klage über seine tiefe Einsamkeit: „Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Masse aussah und wie man eigentlich immer allein stand." (Ähnlich heißt es in der Campagne: „Man kann sich keinen isolierteren Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb." Und ähnlich sagt er einmal zum Kanzler von Müller: „Der Meister belegt, in welcher entsetzlichen Einsamkeit er verfaßt worden, bei meinem stets aufs allgemeinste gerichteten Streben.") Und immer wieder auch die Erinnerung

an Zeiten, „wo ich mit Tränen einschlief". Und immer wieder die Sorge, wie „herzlich schlecht es uns alten Europäern geht . . . Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein zu genießen. Denkt man sich bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum jüngsten Tage reif. Und das Übel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir liefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unseren eigenen vermehrt, unseren Nachkommen." Und dann tauchen so merkwürdige Sätze auf: „Übrigens aber ist der Mensch ein dunkles Wesen, er weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht und Gott soll mich auch davor behüten." Und endlich gar das furchtbare Bekenntnis: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang

meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt."

Zelter ist vielleicht der einzige Mensch gewesen, den Goethe wirklich gern gehabt hat. Er sah ihn tief unter sich, aber eigentlich mochte er ihn manchmal insgeheim beneiden, weil diesem tüchtigen „Lebe-, Lust- und Reise-Mann" gewährt war, sich immer gleich zu bleiben. Der brave Berliner schlug fest um sich, nicht weiter, als daß er selbst noch die Wirkungen gewahren konnte, und wie er, immer nur der Forderung des Tages ergeben, alles um sich gedeihen sah, mochte er ihm recht als der Tätige erscheinen, der immer zu nützen, zu helfen bereit steht. Neben ihm kommt er sich selbst als der Einsiedler vor, „dem Nachdenken und der Betrachtung hingegeben, die Gegenwart aufopfernd, der Zukunft sich widmend", und während jener, „in die kreiselnde Bewegung einer großen Königstadt verschlungen", doch seiner immer gewiß bleibt, braucht er die Ruhe seines Gartens am Stern, um „sich zu sammeln und zu manchem guten Hervorbringen

zu einigen und zu innigen." Er seufzt: „Es ist mir doch, als wenn selbst gute und vorzügliche Menschen an gewissen Tagen, unter gewissen Umständen, nichts zu taugen verdammt wären." Und ein anderes Mal, vom Misanthropen des Molière sprechend: „Freilich mußte er (Molière) das aus seinem eigenen Busen nehmen, er mußte seine eigenen Beziehungen gegen die Welt schildern; aber was für Beziehungen! Die allgemeinsten, die es nur geben kann. Ich wollte wetten, du hast dich auf mehr als einer Stelle auf der Tat ertappt. Und spielst du nicht dieselbe Rolle gegen deine Tagesgenossen? Ich bin alt genug geworden und habe es doch noch nicht so weit gebracht, mich an die Seite der epikurischen Götter zu setzen." Und einmal, der Qual des nutzlosen Ringens fast erliegend: „Wenn der Mensch nicht von Natur zu seinem Talent verdammt wäre, so müßte man sich als töricht schelten, daß man sich in einem langen Leben immer neue Pein und wiederholte Mühsal aufladet."

Aber nirgends richtet sich der böse Goethe strenger und mächtiger auf als in den Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. Der Kanzler bemerkt einmal: „Neue Lehre, wie schwer es ist,

mit Goethe umzugehen." Bald finden wir ihn „taciturn und marode", „abgespannt und einsilbig", „nicht aufgelegt" und „nichts ist peinlicher, als das Zusammensein mit ihm, wenn er jeden Gesprächsfaden sogleich fallen läßt oder abreißt, auf jede Frage mit: „Gute Menschen! Es ist ihnen aber nicht zu helfen," oder „Da mögt ihr jungen Leute zusehen, ich bin zu alt dazu" antwortet und manche lange Pause mit nichts als „Hm! Hm!" ausfüllt, auch wohl den Kopf wie aus Schläfrigkeit sinken läßt; bald „leidenschaftlich und abstoßend" in seiner „Grobianslaune" oder gar von jener„bitter-humoristischen Stimmung und sophistischen Widerspruchsart, die man so ungern zuweilen an ihm wahrnimmt . . . wie schmerzlich ist es doch, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft, keine Kunst wieder herstellen läßt, ohne die gewaltigsten Kämpfe, und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Weltverhältnisse ihn davor nicht schützen konnten!" So gräbt er sich in seiner „Dachshöhle" ein und sieht zu, wie er sich „durchflicke", in einer ungeheuren Entsagung: „Ich will nichts von den

Freuden der Welt, wenn sie mich nur auch mit ihren Leiden verschonen wollte!" Und „seine ganze Haltung" gibt „den Begriff eines unbefriedigten, großartigen Strebens, einer gewissen inneren Desperation". Und wenn wir ihn einmal sagen hören: „Man muß nur immer sorgen, erregt zu werden, um gegen die Depression anzukämpfen", dann verstehen wir den „olympischen" Goethe erst: er ist in der furchtbaren Not des „bösen" geboren worden.

Der olympische der Germanisten kann uns nicht helfen. Wir begreifen ihn nicht, wir empfinden nur das eigene Leid desto härter. Aber der böse mag uns trösten: denn er lehrt, wozu den Menschen die Qual gegeben wird, und wir verstehen durch ihn das Wort Hebbels, das vielleicht alles Geheimnis enthält: „Was du meine Krankheit nennst, ist zugleich die Quelle meines, wie jedes höheren Lebens. Für das, was den Menschen Glück heißt, hab ich niemals viel Sinn gehabt und verliere ihn mehr und mehr; dafür gibt es einzelne Stunden, die mich mit einem überschwenglichen Reichtum innerer Fülle überschütten; dann löst sich mir jedes Rätsel, ich fühle mich selbst in meiner Würde und meiner

Kraft, ich erkenne, daß meine größten Schmerzen nur die Geburtswehen meiner höchsten Genüsse sind."

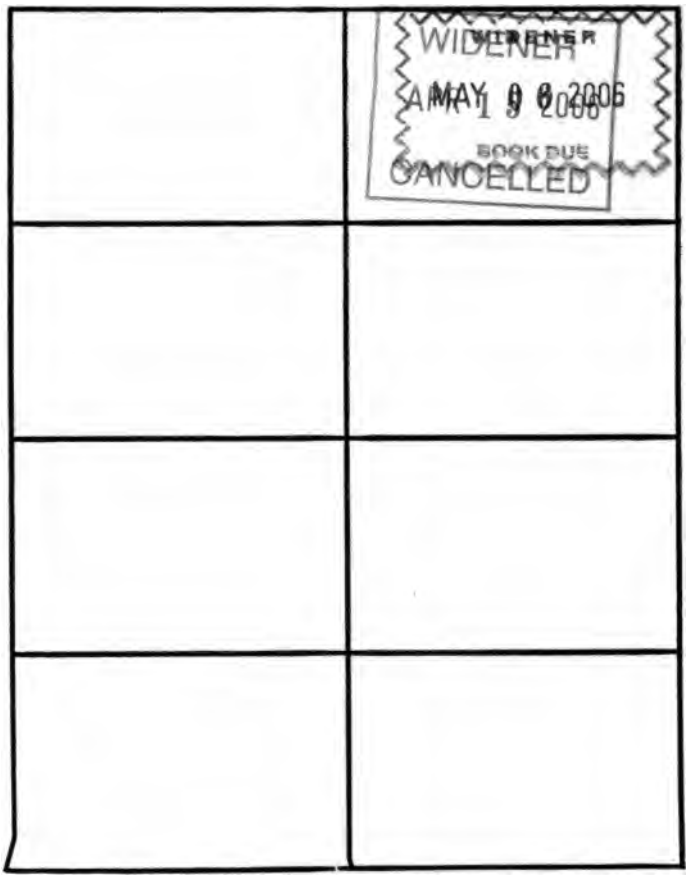
Von **Hermann Bahr** erschienen im gleichen Verlage

Die gute Schule. Roman. 2. Aufl. . .	Geh.	Mk.
Neben der Liebe. Wiener Roman. 2. Aufl.	„	Mk.
Dora. Wiener Geschichten	„	Mk.
Caph. Novellen.	„	Mk.
Antisemitismus. Ein Interview . . .	„	Mk.
Renaissance. Neue Reihe zur Kritik der Moderne	„	Mk.
Theater. Ein Wiener Roman. 2. Aufl.	„	Mk.
Das Tschaperl. Ein Wiener Stück. . .	„	Mk.
Josephine. Ein Spiel	„	Mk.
Der Star. Ein Wiener Stück	„	Mk.
Wiener Theater (1892—1898)	„	Mk.
Die schöne Frau. Novellen	„	Mk.
Rezensionen. Wiener Theater 1901—1903	„	Mk.

WIDENER LIBRARY

Harvard College, Cambridge, MA 02138: (617) 495-2413

If the item is recalled, the borrower will be notified of the need for an earlier return. (Non-receipt of overdue notices does not exempt the borrower from overdue fines.)



Thank you for helping us to preserve our collection!

3 2044 014 359 418

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
CANCELLED
JAN 15 1986

WIDENER
JUN - 1 1992
BOOK DUE

WIDENER
CANCELLED
NOV 6 - 1986
JAN 28 1987

WIDENER
FEB 24 1996
BOOK DUE

WIDENER
BOOK DUE
JUL 2 1987
CANCELLED
JAN 30 1987

WIDENER
SEP 10 1993
BOOK DUE